



Geographische und naturgeschichtliche Bilder.

43. Schwarzwald.

Seltam schöne Hügelstuchten,
dunkle Berge, helle Matten,
rote Felsen, braune Schluchten,
überflort von Tannenschatten!
Wenn darüber eines Turmes
frommes Läuten mit dem Rauschen
sich vermischt des Tannensturmes,
kann ich lange Stunden lauschen.

Dann ergreift wie eine Sage,
nächtlich am Kamin gelesen,
das Gedächtnis mich der Tage,
da ich hier zu Haus gewesen,
da die Ferne edler, weicher,
da die tannenforstbegränzten
Berge seliger und reicher
mir im Knabenauge glänzten.

Hermann Gesse.

44. Die Nagold.

Fast durch die Mitte unseres Bezirks hat sich die Nagold in den Buntsandstein ihr tiefes, enges Felsenbett gegraben, das die Gäuseite vom Calwer Wald scheidet. Sie entspringt bei Urnagold, läuft an dem Städtchen Altensteig vorbei, wo sie den zahlreichen Gerbern ihre Häute erweicht, umfließt in der Oberamtsstadt Nagold die stattliche Ruine Hohennagold und im romantischen Bergstädtchen Wildberg den Schloßberg. Unser Oberamt betritt sie bei dem Weiler Seitzental (355 m ü. d. M.) und erreicht die Oberamtsgrenze (zugleich Landesgrenze gegen Baden) auf dem rechten Ufer bei Station Monbach, auf dem linken erst unterhalb Unterreichenbach (300 m ü. d. M.). Ihre Länge innerhalb des Oberamts beträgt 28 km. Die Enge des Tales gestattet Ansiedlungen nur da, wo die Bächlein von den Bergen springen und sich mit der Nagold vereinigen; die gegen 200 m hohen, mit Wald geschmückten Berge treten dann etwas zurück und bieten in der erbreiterten Talsohle beschränkten Raum für Niederlassungen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß alle Ortschaften an der Mündung der Waldbäche liegen, die, meist von Westen her, dem Schichtengefälle des Gebirges entsprechend der Nagold zufließen; nur die Oberamtsstadt selbst liegt an der Mündung des unbedeutenden, von Osten kommenden Ziegelbachs.

Das Nagoldtal ist von hoher landschaftlicher Schönheit. Wohl sind es nur wenige Mittel, mit denen die Natur das reizendste Landschaftsbild zeichnet: das rauschende Flüsschen, das sich in anmutigen Windungen durch die sattgrünen Wiesen schlängelt, die von tannendunklen Höhen umrahmt werden. Allein die vielen Windungen führen immer wieder zu neuen Bildern mit neuen Reizen, so ernst und doch so lieblich, so groß und doch so einfach. Ein Wanderer verglich das Nagoldtal mit einem großen, mit Tannenzweigen ausgeschlagenen Saale. Die Talwände, die sich in der Ferne für das Auge gleichsam ineinanderschließen, bewirken durch den fortwährenden Wechsel der Richtung einen Gegensatz von Licht und Schatten, so daß der eine Bergeshang im leuchtenden Grün prangt, während ein anderer im dunkelblauen Dufte liegt oder die Tannen in Schwarz zu tauchen scheint.

Besonders schön ist's im Nagoldtale, wenn die Morgennebel an den steilen Waldbergen herumgeistern und sich in die Schluchten drücken, wenn die Wipfel der Tannen in Frühlicht erglühen. Stimmungsvoll ist's auch abends:

„Lieblich in das Tal herein wirft die Abendsonne
ihrer Strahlen letzten Schein, ihre Abschiedswonne;
freundlich winken von den Höhen selbst die ersten Tannen,
Wald und Wies' in Golde stehn, bis sie geht von dannen.
Fried und Ruhe allumher, nur die Mühle rauschet,
doch die Nacht tritt sorgenschwer nun herab und lauschet.“

(Aus „Schwarzwaldlieder“ von D. Eisenmann,
Verlag Th. G. Fischer & Co., Kassel.)

Von überwältigender Schönheit sind die Ausblicke von der Höhe hinab in den Talgrund und auf die gegenüberliegende Bergeseite, so vor allem von der Erstmühler Platte, dem Schloßberg in Calw, dem Stubenfelsen bei Kentheim, der „Kanzel“ bei Ruine Waldeck. Großartig liegen Rudelsburg und Ruine Waldeck, vom jenseitigen Talhang aus gesehen, vor unsern Augen.

Eines der schönsten Plätzchen im Nagoldtal aber ist die reizend gelegene, zur Gemeinde Altbulach gehörige Talmühle, die sich kurz unterhalb des Weilers Seihental eng an die gewaltigen, roten Sandsteinfelsen anschmiegt. Von der Nagoldtalstraße führt eine überdachte hölzerne Brücke zur Talmühle hinüber. Diese Brücke, Arche genannt, ist ein altes, interessantes Bauwerk, das viel zur Belebung der Landschaft beiträgt. Die Talmühle war wohl eine sogenannte Bannmühle, die zu einer der benachbarten Burgen gehörte; später kam sie in den Besitz des Klosters Hirsau, dann der Stadt Bulach, ging in Privatbesitz über und wurde zuletzt vom Feinacher Elektrizitätswerk erworben, das die Wasserkraft zu seinem Betrieb benötigte. An Stelle des Mühlengeklappers ist jetzt das Hämmern der Maschinen getreten, denn seit 30 Jahren wurde die Mühle zur Fabrik umgebaut. An die Zeiten, da des Müllers Esel die Säcke die damals noch steilen Steigen hinauftrugen, erinnert noch der Name Talmühle, der geblieben ist; die mit der Mühle verbundene Gastwirtschaft ist zur Zeit eingestellt. Letztere wurde wegen ihrer idyllischen Lage auch von Kurgästen gerne aufgesucht. Unter diesen waren es vor allem die beiden Dichter Hermann Kurz und Joseph Viktor Scheffel, die gerne auf der Talmühle weilten und ihre Reize im Liede feierten. Hermann Kurz benützte seinen Aufenthalt zur Abfassung verschiedener Werke und einiger köst-

licher, inniger Gedichte. In einem derselben („Auf der Mühle“) äußert er seine Liebe zur schönen Talmühle:

„Die Wasser, sie rauschen:
Grüß Gott und komm mit!
Das liebliche Tälchen,
es läßt mich ja nit!

Möcht allzeit hier sitzen,
die Felsen und Aun,
die waldigen Berge,
die ernsten zu schaun.“



Floßfahrt auf der Nagold.

Die fleißige Nagold liefert der Industrie eine wertvolle Triebkraft. Sie setzt gegen 15 Wassertriebwerke (Sägmühlen, Mahlmühlen, Fabriken) in Tätigkeit. Dabei entwickelt sie eine Nutzleistung von über 700 Pferdekraften. Dazu kommen noch zahlreiche Pferdekraften, welche durch den Bau des Stollens für das Elektrizitätswerk des Gemeindeverbands Calw gewonnen wurden.

Als Wasserstraße kommt die Nagold nicht mehr in Betracht; seit 1911 hat die Flößerei, die gegen 800 Jahre auf ihr betrieben wurde, ganz aufgehört. Darüber freuen sich nicht nur die Werkbesitzer, die jedesmal den Betrieb einschränken

oder einstellen mußten, wenn die Flößer die Stellfallen zogen, sondern auch die Besitzer und Pächter des Fischwassers, denn die Flöße zerquetschten die Fischbrut und waren auch sonst der Fischerei hinderlich. Noch vor 35 Jahren schwammen gegen 180 Flöße die Nagold herab, dann nahm ihre Zahl stetig ab. Im Bezirk Calw waren neun Einbindstätten, an denen die Stämme ins Wasser gebracht und mit am Feuer gedrehten, schlanken Stämmchen zusammengekoppelt wurden, ferner 4 Floßgassen und eine Anlandstelle bei Calw, wo ein Wechsel in der Bemannung eintrat.

Auch die Flößerei hatte ihre Vorteile: die Flöße säuberten, vertieften und erbreiterten das Flußbett. Seit dem Aufhören der Flößerei verschlammte das Bett, faßt weniger Wasser und vergrößert die Hochwassergefahr. Die Flößerei war ein einträgliches Gewerbe, das seinen Mann nährte und es ihm ermöglichte, die Kälte des Wassers mit der „Wärme“ des Weins zu bekämpfen. Bei dieser angenehmen Beschäftigung sangen die fröhlichen Wassermänner:

„Es gibt keine schönere Freundschaft nicht
als das Flößerleben,
wenn einer zu dem andern spricht:
Bruder, du sollst leben!
Leben sollst du allezeit,
tausend Jahr nach Ewigkeit!
Bruder, du sollst leben!“

In früherer Zeit herrschte meist tiefe Stille im Nagoldtale; in das Rauschen des Flusses mischte sich nur das Geklapper weniger Sägmühlen. Die Umwandlung der alten, holprigen Talstraße zur modernen Staatsstraße und die Erbauung der Nagoldtalbahn brachten regeren Verkehr und bewegteres Leben. Die Bahn wurde am 1. Juni 1874 eröffnet. An ihr liegen die Stationen Unterreichenbach, Monbach, Liebenzell, Ernstmühl, Hirsau, Calw, Zeinach und Talmühle.

45. Am Waldbach.

So wandeln wir
in einem der tiefen,
der leuchtenden Gründe
des herrlichen Schwarzwald;
wandeln am Bache
aufwärts, aufwärts,
den Quell zu finden.
Gegeneinander
drückend und stützend,
aber unendlich
erfinderisch an Formen
sind hier gelagert
die schweigenden Felsen,
von mächtigen Farnen

wie wehenden Haaren überhangen.
Turmhoch ragen,
den Himmel zu fassen
die Stämme der Tannen,
den Abgrund packen
der Riesenwurzeln
flammende Sänge.
Doch im Mose streifen
des Sonnenlichts
spielende Finger,
und dazu plätschert
des Baches Gerede
jedem Steine fein rieselndes Lied.

J. G. Sifcher.

An einem schönen Frühlingstage wandern wir hinaus zum Waldbächlein. Da plätschert's und rieselt's und rauscht's, und eilenden Laufs gehts abwärts, getrieben von der Sehnsucht, der düsteren Einsamkeit des Waldes zu entrinnen, um sich mit den Brüdern im sonnigen Wiesental zu vereinen.

Urkräfte der Erde bildeten zuerst einzelne Risse im Gebirge. Später

wurde diese noch vertieft durch die unterwühlende Tätigkeit des Wassers. Früher mag wohl ein gewaltiges Wasser seinen Weg durch die Felsen unter donnerndem Toben und Brausen hinaus ins Haupttal gesucht haben. Jetzt ist der wilde, unbändige Geselle ein zahmes Bächlein geworden. Die ganze Schlucht ist übersät mit wirr durcheinander geworfenen Felstrümmern. Auf einzelnen Felsblöcken fristen kleine Buchen und Tannen ihr kümmerliches Dasein. Mit ihren Wurzeln den Stein umklammernd, troßen sie den Elementen. Die vom Wasser umrauschten Felsblöcke sind mit einem saftiggrünen Moosteppich bedeckt, auf dem sich die zarten, weißen Blümchen des Sauerflees wie reizende Stickereien ausnehmen. Den Bachrand umsäumt eine goldfarbene Girlande, gebildet von leuchtenden Dotterblumen. Hinter ihnen beginnen die feingegliederten, zartgefiederten Farnkräuter ihre schneckenförmig aufgerollten Wedel zu entfalten. Mächtige, säulenschlanke Tannen ragen aufwärts dem Lichte zu, das nur spärlich in die Schlucht dringt. In lustigen Freudensprüngen hüpfst das Bächlein von Stufe zu Stufe und bildet bald größere bald kleinere Wasserfälle. Bald engen die Felsen seinen Lauf ein, bald geben sie ihm den Weg frei; das Bächlein wird breiter und teilt sich in mehrere Arme. Ein Teil des Wassers setzt in kühnem Sprung über die Felsen weg, das übrige läuft vorsichtig um diese herum, und schließlich vereinigt sich alles wieder in einem weiter abwärts gelegenen Becken. Mitunter versickert ein Teil des Wassers in einer Felsenspalte und schießt weiter unten gurgelnd wieder hervor, wie aus dem Rachen eines Ungetüms. Hier gleitet das Bächlein über schiefliegende Felsen, dort träufelt es herab gleich Perlenschnüren, nun wird es von einer Felswand zur andern geworfen, wobei das Wasser schäumend nach allen Seiten spritzt. Und siehe, dort eilt es in Windungen von der Höhe herab wie eine Silberschlange. Bis zu den größeren Wasserfällen sind die Erweiterungen und Vertiefungen des Bachbettes, die Becken oder „Gumpen“ belebt von dem Fische des Waldbaches, der flinken Forelle, die bei unsrem Nahen blitzschnell vorbeihuscht.

Forelle	da möchtest du weilen,
so schnelle,	du Wellenkind —
so blitzgeschwind,	doch husch! mußt du eilen!
du ziehest,	was regt sich,
du fliehst,	bewegt sich?
wo Menschen nicht sind!	Es nah'n
Doch hier in der Sonne	dich zu seh'n —
da fühlst du Wonne,	Ein Schatten, ein Wind!

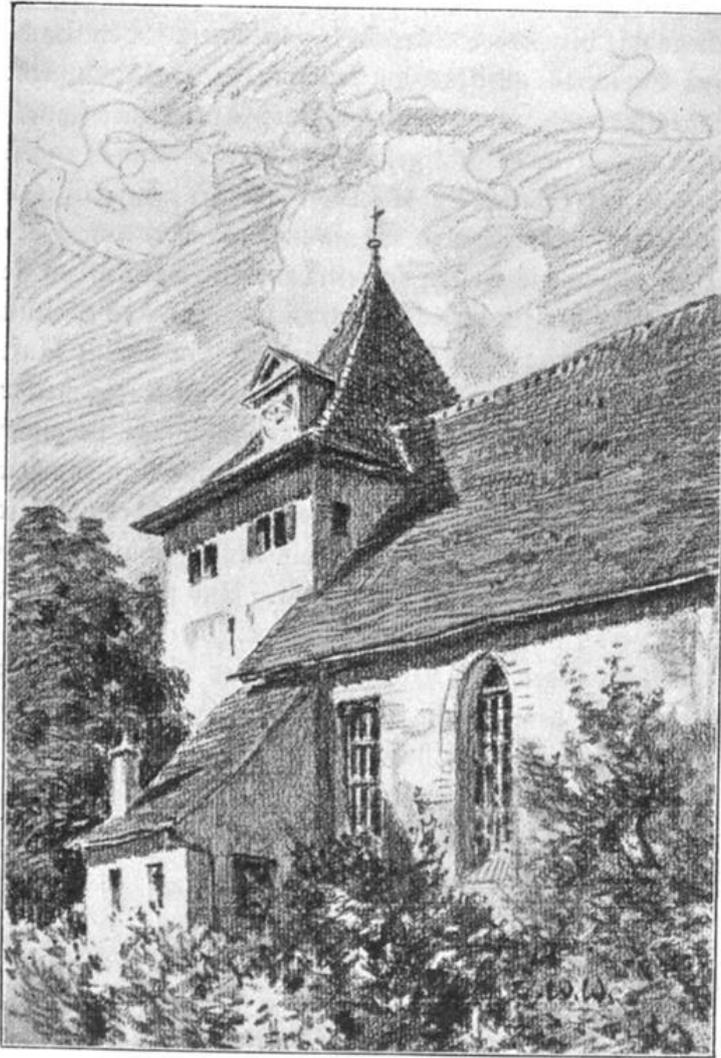
Oskar Eifenmann.

Der Wanderer schreitet zwischen dunkelgrünen Tannen und zerstreuten Felstrümmern neben dem Bächlein her, auf schwankenden Holzbrücklein von einem Ufer zum andern geleitet. Tief ergriffen von dem Reichtum an Schönheit, der sich im engen Waldtälden sammelt, bleibt er oft wie gebannt stehen und kann sich kaum satt sehen an den lieblichen und großartigen Bildern, die sich seinem wonnetrunkenen Auge erschließen.

Fragst du nach dem Namen des Waldbächleins? Gehe hinaus zum Monbach, Schlittenbach, Kollbach, Schweinbach, Rötelbach, Ziegelbach, Blindbach, überall findest du daselbe liebliche Bild!

46. Die Schwarzwaldbahn von Weilderstadt nach Calw.

Hat der Zug die fruchtbaren Gefilde des Strohgäus durchheilt, so nähert er sich bei Weilderstadt den Grenzen unseres Oberamts. Die Strecke Stuttgart — Weilderstadt wurde am 1. Dezember 1869 dem Betrieb übergeben; das Endstück Weilderstadt — Calw konnte wegen der vielen technischen Schwierigkeiten (Dämme, Einschnitte, Tunnels) erst am 20. Juni 1872 vollendet werden. Die Länge der



Kirche in Ostelsheim.

Zeichnung von Prof. W. Weißer in Ulm.

Bahn von Stuttgart bis Calw beträgt 56 Kilometer. Ein Kilometer Bahnkörper kostete im Durchschnitt annähernd eine halbe Million Mark. Doch stellen sich die Baukosten in unserem Oberamt der vielen Kunstbauten wegen noch bedeutend höher. Zunächst zieht sich die Bahn von Weilderstadt nach Schafhausen am linken Talrand der Würm hin. Um die Steigung vom Würmtal ins Tal des Altbachs zu überwinden, durchschneidet und umkreist sie schleifenartig den Harberg bei Schafhausen. Vom Harberg aus sehen wir im Hintergrunde Döffingen, wo die Weilderstädter und ihre Verbündeten dem Heere Eberhards des Greiners im Jahre 1388 erlagen. Wir fah-

ren vorüber an der am Fuße des Harberges im Altbachtale liegenden katholischen Ortschaft Dödingen, woselbst inmitten eines herrlichen Parkes ein früher dem Deutschherrnorden gehöriges Schloß gelegen ist. Nach kurzer Fahrt durchs Wiesental des Altbachs, vorüber an einer Stelle, wo die Gebiete der Oberämter Böblingen, Leonberg und Calw zusammenstoßen, geht's nach Ostelsheim. Der gedrungene, frühmittelalterliche Kirchturm ragt wenig über die Häuser, ist aber trotzdem interessant und stimmungsvoll. Ostelsheim besitzt erst

seit 1905 eine Haltestelle. Durch die Höhen der Wasserscheide zwischen Würm und Nagold führt nun die Bahn im Forsttunnel und seinem langen, 23 m tiefen Voreinschnitt. Beim Einschnitt wurde das Gerippe eines Mammut, des mächtigen Elefanten der Eiszeit, zutage gefördert. Althengstett liegt am Fuße von Muschelkalkhügeln. Über die ansehnlichen Häuser Althengstetts ragt der stattliche Turm der Kirche. Deren Einweihung durch Papst Leo IX., einen Verwandten der Grafen von Calw, ist keine geschichtliche Tatsache, sondern gehört ins Reich der Sage. Während die Bahn von Weilderstadt bis Althengstett genau 100 Meter gestiegen ist, hat sie von hier aus bis ins Nagoldtal ein Gefäll von 172 Meter. Um eine Zahnradstrecke zu vermeiden und um das Gefäll auf einen möglichst langen Weg zu verteilen, macht die Bahn einen großen Umweg. Am Rande des Nagoldtales angekommen sehen wir einen Teil der Stadt Calw anmutig zwischen steilen Talwänden gebettet. Über die jenseitigen, im dunkelblauen Duft uns gegenüberliegenden Bergesreihen schweift unser Blick, und Lützenhardt bei Sonnenhardt, der Calwer Hof, der Windhof und Alzenberg werden sichtbar. Nun wendet sich die Bahn Hirsau zu. Sie läuft durch den über einen Kilometer langen, bis zu 36 Meter tiefen Feldhütteneinschnitt und fährt in einem 516 Meter langen Tunnel unter dem Welzberg hin. Nach dem Verlassen des Tunnels sehen wir uns plötzlich mitten in den Schwarzwald versetzt; wir haben die Muschelkalklandschaft mit ihrem Wechsel von Fruchtfeldern, Hopfengärten, Steinriegel, Schlehdornhecken und Heiden hinter uns. Die Fahrt geht über das Tal des Tälesbachs auf einem 64 Meter hohen Damme (früher der größte Eisenbahndamm der Welt). Nun wendet sich die Bahn wieder Calw zu. In unvergleichlicher Anmut liegt zu unsern Füßen Hirsau. Der fast 900jährige ehrwürdige Turm der verschwundenen Peterskirche erhebt sich stattlich über die Trümmer des Klosters. Dicht in den Berg eingegraben zieht sich die Bahn ins Tal herunter. Auf 60 Meter Länge hat sie 1 Meter Gefäll, ist also fast so steil wie die Geislinger Steige, die allerdings schon auf 45 Meter Länge 1 Meter Gefäll aufweist. Nun saust sie in Calw auf dem 20 Meter hohen und ebenso weiten Viadukt über den Ziegelbach und die Stuttgarter Straße hinweg dem stattlichen Bahnhofe zu. Ohne Bahn wäre Calw ein unbedeutendes Städtlein geblieben. Manche Calwer sahen dies zur Zeit ihrer Erbauung nicht ein, ja sie glaubten, die Bahn bringe ihnen nur Schaden. Heute möchte wohl niemand mehr die Eisenbahn entbehren.



47. Auf der Heide zwischen Gäu und Schwarzwald.

Vorbei am Feld mit vollen Aehren,
und fern der Schwarzwald dunkelgrün,
dann plötzlich kleine Heideföhren,
zu deren Füßen Blumen blühen.

Am Steingeröll Wachholder wachen
mit Heckenrosen im Verein.
Die rosafarnten Lippen lachen
und laden dich zum Weilen ein.

Ein Märchen wollen sie dir künden,
ein Heidemärchen, höre zu!
... Die Sonne lag in allen Schlünden,
allüberall war Sommers Ruh

Ein Englein flog vor langen Zeiten
wohl übers Land und Feld dahin.
Es mußte Erntesege breiten
mit milder Hand voll Engelsinn.

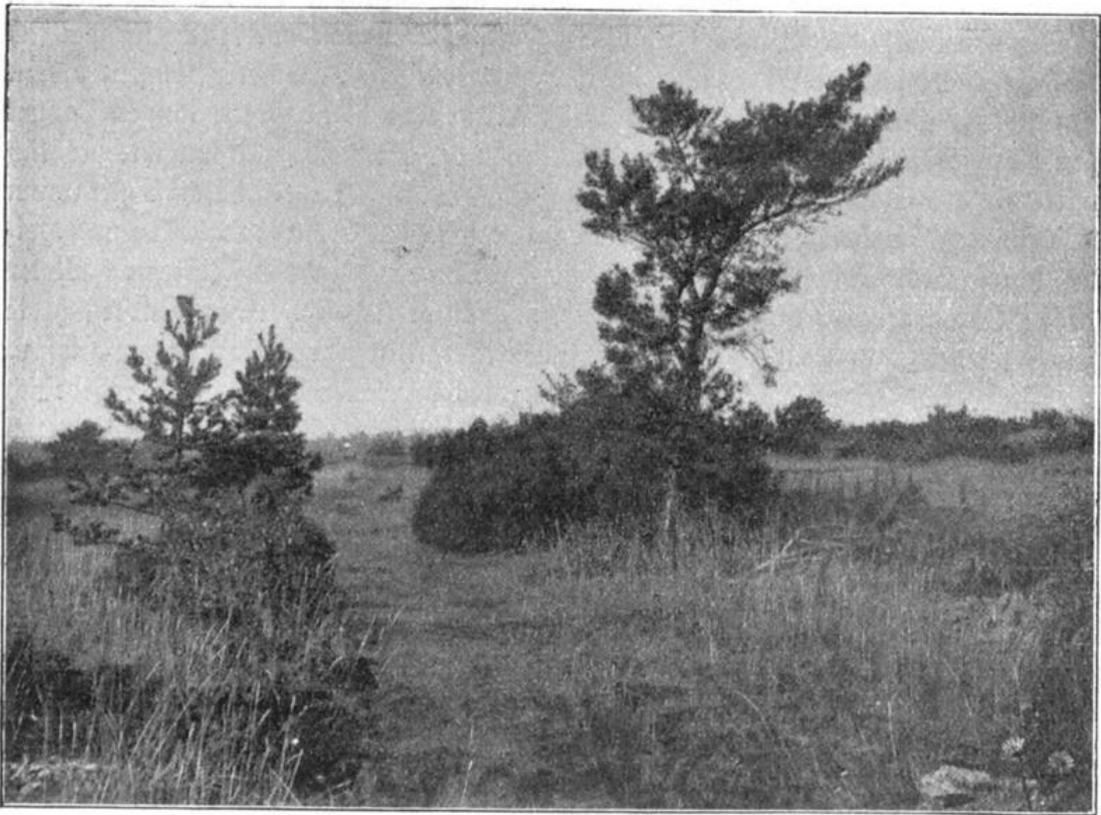
Allüberall vergab es Segen,
landauf, landab, so hin und her.
Doch dort und da, an alten Wegen,
da blieb die Heide kahl und leer.

Das Englein sah's mit tiefem Sinnen,
— die Heide lag so arm und bloß
bis es mit fröhlichem Beginnen
sein Blumenfäklein knüpfte los.

Dann streut es aus und kann nicht enden,
hier Frühlingskraut, dort Enzian,
auch Silber fällt aus seinen Händen.
So füllte es die Heide an.

Seitdem ein ew'ges Blumenblühen
am Stein, am Busch, am Heiderand,
im Strahlenglanz hier Disteln glühen
Drum lacht nun auch das Heideland!

Gotthold Wanckmüller, Tübingen.



Heide bei Gehingen.

Aufnahme von D. Weiß, Gehingen.

Die Muschelkalkböden des Gäus entschädigen die Mühen des Landmanns durch bessere Erträge als die sandigen Felder des Schwarzwaldes; und doch gibt es hier mitunter unfruchtbare Strecken, die sich kaum als Schafweide ausnützen lassen. Sie sind aber nicht von besonderer Größe und treten nur dort auf, wo der obere oder Hauptmuschelkalk fast nackt zutage tritt. Im Volksmund werden sie Agezen genannt. Dieser Ausdruck rührt her von dem altdutschen Wort „Egert“ oder „Egarten“ und bedeutet so viel als Grasland. Mächtige Steinriegel, die fleißige Leute im Lauf der Jahrhunderte zusammengetragen haben, trennen Feld und Heide.

„Eine öde, unfruchtbare Gegend,“ denkt mancher, der alles nur nach den Erträgnissen der Landwirtschaft beurteilt. Der Naturfreund wird aber zu einem andern Urteil gelangen. Wer aufmerksam über die Heide wandert, der wird finden, daß sie nur von weitem öde aussieht; denn einen größeren Wechsel von Blumen in Farbe und Gestalt treffen wir kaum im Laubwald. Vom Frühjahr an, „wenn das Muschelfalkmeer seine Toten wiedergibt,“ bis zum späten Herbst blüht und duftet es in der Heide. Die schönste Heideblume ist die stolze Pulsatille



Gäulandschaft bei Göttingen. Oben rechts Heide, unten links Steinriegel.
Aufnahme von D. Weiß, Göttingen.

oder Küchenschelle (eigentlich Kühchenschelle, Glocke eines Kühleins). Ihre großen, lichtblauen oder braunroten, mit einem Sammtpelz verbrämten Glocken werden oft Osterlocken oder Osteraugen genannt.

„Von der braunen Heide, da schauen
Augen so klar und so mild,
die Osteraugen, die blauen
von seidnen Wimpern verhüllt.“

Von der braunen Heide, da läuten
Glöcklein so hell und rein.
Ihr Klang soll Freude bedeuten;
es sind die Osterglöcklein.

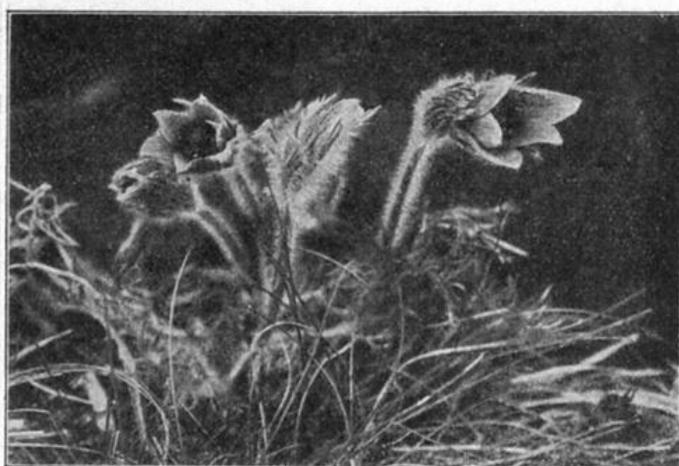
Christian Wagner.

Von andern Blumen nennen wir die Haselwurz mit ihren glänzenden, nierenförmigen Blättern, die lieblichen Weilchen, die wunderbar geformten Blüten der Knabenkräuter oder Orchideen.

„Waren's Blumen mit den wunderbaren,
silberhellen Flügelpaaren?
Oder waren's, fragt ich, Blumenengel,
hingehestet an die Blütenstengel?“

Christian Wagner.

Wie in Sonnengold getaucht erscheint das Frühlingsfingerkraut und später das Sonnenröschen, das zarte Sommerkind, die rote Karthäusernelke, die zierlichste der Nelken. Die Silberdistel trägt ihre riesige Blume mit weißschimmerndem Strahlenglanz stolz wie eine Krone und thront als Königin inmitten ihrer Blumenschwestern. Im Herbst erscheinen noch Aster und Enziane und suchen die Kinder des Lenzes und des Sommers durch Farbenpracht und Blütenreichtum zu überbieten. Wer wollte da die Heide noch öde finden, wenn solche Blütenpracht am Auge vorüberzieht? Über das Heer der Heidegräser



Rüchenschelle.

Aufnahme von Forstmeister Feucht.

und die zwischen sie eingesprengten, sonnig heitern Blumen aber erheben sich die schlanken Wacholder. Ob sie einzeln mit geschlossenem Mantel dastehen, oder ob sich ein Trupp dieser finsternen Gestalten, buschig verwachsen, Schulter an Schulter zusammengedrängt hat zu einem schwarzgrünen, stacheligen Wald, immer sind sie von eigenartiger, stimmungsvoller Schönheit. Wo die Schaf-

haltung abgeschafft ist, werden die Wacholder überragt von einzelnen malarischen Forchen. Der magere Boden ermöglicht ihnen keinen stattlichen Wuchs, ihre Schönheit liegt vielmehr in den abenteuerlich zerzausten Formen, die sie infolge der Angriffe des Wetters annehmen.

Auch die Heide bietet manche Gaben dar. Auf die Steinriegel klettert die Heckenrose hinauf zum Schlehdorn, um mit diesem das graue Gestein mit freundlichem Grün zu bedecken. Der Schlehdorn spendet einen Teil seiner schneeweißen Blüten zu heilkräftigem Tee. Im Herbst erscheinen die „Hägenweiber“, mit Säcken und Haken bewaffnet, um die Rose ihrer Früchte, der Hagenbutte, zu berauben. Zentnerweise wandern diese dann nach Pforzheim und Karlsruhe. Auch die Einheimischen sichern sich ihren Anteil zur Bereitung des beliebten „Hägenmarkts“. Geschätzt und gesammelt werden auch die erst im zweiten Jahre sich blau färbenden Früchte des Wacholders, die bitteren Früchte der Schlehe, die heilsamen Blüten des Wundklees, der Johanniskräuter und der Enziane. Das Gesträuch des Wacholders wird zum Räuchern des Fleisches benützt. Das aus gedörrtem und gemahlenem Wacholderreis hergestellte Mehl wird als Mastpulver beim Vieh verwendet, auch soll es bei Pferdekrankheiten gute Dienste leisten.

48. Der Kirchhof in Calw.

O schöner Ort, den Toten auserkoren,
zur Ruhestätte für die müden Glieder,
hier singt der Frühling Auferstehungslieder
vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen!
Nif. Lenau.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt.
Ich war an manch vergess'nem Grab gewesen,
verwittert Stein und Kreuz,
die Kränze alt, die Namen überwachsen, kaum zu lesen. »

Diese stimmungsvollen Verse sind uns schon oft lebendig geworden, wenn wir auf dem schönen Calwer Kirchhof verweilten. Die wenigsten Wanderer, die auf der verkehrreichen Straße Calw-Hirsau am Kirchhof vorbeigehen, haben eine Ahnung, welche Feinheiten von Natur und Kultur hinter der bis jetzt noch ungeschönten Kirchhofmauer verborgen sind. Schon der Eingang ist eindrucksvoll, ein schöner Eingang auch für den, der das letztemal die Schwelle überschreitet; alte große Nussbäume senken tief herab ihre Äste, trauernd und tröstend. Mehrere Stufen gliedern den sanft am Berghang gelegenen Kirchhof in überaus glücklicher Weise, als könnte die ganze Anlage anders gar nicht sein. Lange Mauern, von oben bis unten bewachsen mit rasch spinnendem Efeu, dazwischen wieder ein verwitterter Stein aus vergangenen Tagen, eine schmucklose, schwarze Gussplatte, eingelassen in die Mauer mit einfach geschmackvoller Schrift, ein von Rost halb zerfressenes Kreuz — und hier ruhen sie in des Todes Reihen, die vielen, vielen Geschlechter, die vor uns waren. Da sind Familiengräber, mit frommer, anhänglicher Liebe gepflegt und mit brennend farbigen Blumen bepflanzt; hier hat einer das ganze Grab vom Efeu überranken lassen, da hat es einem gefallen, einen selber aufgegangenen Baum aufschließen zu lassen, der nun als Ruhepunkt die lange Reihe unterbricht. Dort liegt ein Grab, dessen Mauern schon alle voll waren mit Platten und Namen; der Hinterbliebene hat daher vor die Mauer das Kreuz gestellt. Überall herrscht reiche Abwechslung, eine Fülle von Formen und Farben.

Seit 300 Jahren begraben nunmehr die Calwer hier ihre Toten. Bis zum Jahr 1500 war wie einst fast überall der Begräbnisplatz rings um die Kirche, etwa 100 Jahre darauf wurde er zu der „Kapelle“ verlegt, an die Stelle, wo heute die Turnhalle steht. Im Jahr 1618 schenkte Katharine Hayd, die ein Alter von 100 Jahren erreicht hat, der Stadt ihren Acker beim „Prüel“ (Brühl), der damals als Hexentanzplatz verschrieen war. Der Stiftung entsprechend wurde der Acker als neuer Kirchhof angelegt und seither mehrmals erweitert — hoffentlich bleibt der schöne Platz noch recht lang unser Kirchhof! Während heute darüber hin die Eisenbahn dröhnt und unten auf dem Hirsauer Weg die Automobile sausen, ist hier ein Ort des Friedens und stiller Versunkenheit. Die ganze Geschichte der Stadt aus den letzten Jahrhunderten läßt sich hier studieren, die Blüte der Handlungskompanie, die zugleich die Blüte der Stadt bedeutet, dann aber auch der Zerfall einzelner Geschlechter — „uns hebt die Welle, verschlingt die Welle“. Wieviel Namen stehen draußen zu lesen auf den alten verwachsenen Steinen, die einst groß und be-

rühmt waren weit in der Welt bis ins Ausland, und heute sind sie verklungen und vergessen!

Auch manche interessante Grabinschrift ist auf dem Kirchhof zu finden; es seien einige Beispiele gegeben.

Geradezu rührend ist eine alte, ganz unter Bäumen und Sträuchern verborgene Steinplatte zur Erinnerung an zehn Kinder, die die Eltern ins Grab gelegt haben. Wieviel echter Schmerz und Liebe spricht aus der Inschrift, die heute noch unser Innerstes bewegt:



Friedhof in Calw.

Aufnahme von Forstmeister Feucht, Stuttgart.

Komme, o Mitmensch,
empfinde,
wenn Du ein menschliches Gefühl hast,
den Schmerz kinderloser Eltern von zehn Kindern.
Lerne bei diesem Stein,
wenn Du den Sinn eines Christen hast,
woran wir lernen nicht traurig sein wie die,
so keine Hoffnung haben.
Siehe an diesen Stein,
eine mitleidige Träne benetze ihn,
unsere Kinder sind nicht mehr.

(Nun folgen die Namen von zehn Kindern.)

Diese alle, alle, hier liegen sie.
Immer sterbende und auflebende Hoffnung,
jetzt alle Staub und Asche,
doch nein, jetzt alle himmlisch verklärt,

aber ach, entrisfen, weil entfernt von unsern Augen,
 O Vater der Menschen, der Du uns zärtliches Menschengefühl gabst,
 öffne unsere Herzen zum sanften Gefühl der himmlischen Freude,
 wozu Du jene gerufen hast,
 wozu Du auch uns rufen wirst.

Johann Martin Notter, Handelsmann.

Maria Friederika Justina Notterin.

1775.

Auf einem dem Schwager Uhlands gewidmeten Grabmal stehen folgende schöne Verse, die von dem Freund Wischers, dem 1873 verstorbenen Fabrikanten Heinrich Zahn in Hirsau, herrühren.

Gustav Leonhard von Wischer, Rittmeister außer Dienst,
 geb. den 1. Februar 1793, gest. 20. April 1837.

Kurz nach der Zahl der Jahre war Dein Leben,
 gezählt nach Taten, Leiden war es lang.
 Der Freuden Fülle schien Dir oft gegeben,
 doch in den Blütenkranz, der Dich umschlang,
 mußte eine Dornenkrone sich verweben,
 die scharf verwundend in die Schläfe drang.
 Was Du von Freuden mochtest Dir erstreben,
 stets störte sie der Totenglocken Klang,
 der an die Wunden, die das Schicksal schlug,
 zu Deinem Ohr die bange Mahnung trug.
 Die Mahnung an den künftigen Verlust
 beengte selbst dem Glücklichen die Brust.
 Doch fortan droht Dir kein Verlust hienieden,
 die Glocke tönt für Dich: Du bist geschieden!

So ist unser Kirchhof eine ganz besondere Perle unter den vielen Schönheiten der Stadt Calw. Seine Pflege wäre eine schöne Aufgabe für die nächsten Jahre und Jahrzehnte; mancher Freund stiller Schönheit wird der Stadt dafür Dank wissen.

49. Das Bauernhaus des Calwer Waldes.

Die Zerlegung der Dorfmarkung in einzelne „Hufe“ gestattete auf dem Calwer Wald keine Vereinigung der Wohnsitze zu einer geschlossenen Ortschaft. Meist scheidet ein Bächlein die Markung in 2 Hälften, sodaß sich die Häuser, die ursprünglich alle auf der Grenze zwischen Wiese und Feld innerhalb eines kleinen Obsthaines lagen, in zwei langgezogenen Reihen erstrecken. Deshalb werden die Waldhufendörfer auch Reihendörfer genannt. Sie liegen zwischen der Nagold, der Teinach und der kleinen Enz; sonst trifft man in ganz Württemberg keine eigentlichen Waldhufendörfer mehr. Die alten Bauerngehöfte haben von der Ferne gesehen meist eine idyllische, malerische Lage. Besonders lieblich anzuschauen sind sie im Frühjahr, wenn sie aus dem Blütenmeer der Obstbäume hervorschauen, und im Vorkommer, wenn sie zur Zeit der Wiesenblüte in einem einzigen Riesengarten stehen. Wenn die stillen Giebel in der Abendsonne verklärt über die grünen Wiesen grünen, so erwecken die Hofhäuser den Eindruck der Ruhe und Behaglichkeit.

Als besonderer Schmuck und natürlicher Blitzableiter dient ein Hofbaum, vor allem die Linde, ferner die Ulme, die Birke und der Nussbaum, der seine knorrigen, breitlaubigen Äste wie die schützende Henne ihre Flügel über die kleinen Bauten, Schöpfe, Backöfen, Bienenstände und Brunnenhäuschen breitet. Eine stattliche Hoflinde in Weltenschwann war 33 m hoch und gehörte zu den größten Vertretern ihrer Art in Württemberg. Leider sind diese Wahrzeichen der ältesten Siedlungen teilweise geschwunden, ohne daß für Nachwuchs gesorgt worden wäre. Aus Gründen der Schönheit und Zweckmäßigkeit sollten die alten Hofbäume geschützt und abgängige erneuert werden. Den Baum der Freia (Frau Holle oder Urschel), der Hol-



Bauernhaus mit Hoflinde in Röttenbach.

Zeichnung von E. Schwenk, Schramberg.

lunder, sehen wir besonders an Kellereingängen, wo er als getreuer Hüter dem Eindringen der Hitze wehrt.

Zu einem Bauerngehöft gehören außer dem Wohnhaus meist Scheunen, von denen die eine fast stets im rechten Winkel mit dem Haus steht, ferner Schöpfe zur Aufbewahrung von Streu und Geräten, eine Waschküche mit Backöfen oder Brennerie, das Brunnenhäuschen, das aber seit Errichtung der Wasserleitung meist verschwunden ist, manchmal auch ein Ausdinghäuschen.

Mehr als das Wohnhaus unterscheidet sich die „Schühr“ (Scheune) des Schwarzwälders von der „Schuira“ des Gäubauers. Sie war ursprünglich nicht geriegelt, sondern nur mit Brettern vertäfert und stets mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Zu den einfachen, altersgrauen Bretterwänden paßte nichts besser als ein Schindeldach mit graugrünem Flechtenüberzug oder eine Bedeckung mit Stroh, auf dem sich die anspruchslosen grünsamtenen Moose niedergelassen haben. Solche Scheunen mit farbenprächtigen, ungemein malerischen und stimmungsvollen Dächern haben sich in Emberg und Schmieh am längsten erhalten. Auf Scheunen mit Bretterwänden passen nur einfache, glatte Ziegel, keine Falzziegel oder gar glasierte Ziegel; diese wirken prozig und fremdartig und stören das Landschaftsbild. Um

bequem und schnell abladen zu können, sind den Einfahrtstoren gegenüber Ausfahrtstore angebracht, so daß man mit dem vollen Wagen vorn herein und mit dem leeren hinten hinausfahren kann.

Betrachten wir das Wohngebäude! Über dem Eingang stand meist eine Inschrift. Einige derselben seien hier angeführt:

Herr, wach über dieses Haus,
dazu die Engel sende;
laß Dir befohlen sein,
was gehet aus und ein,
aß Unglück, Raub und Brand
fürhin davon abwende. 1694.

(Kau'sches Haus, Lebergasse, Calw.)



Bauernhaus in Emberg. Veranschaulicht die Eigentümlichkeiten des Bauernhofes auf dem Calwer Wald: Bedeckte Freitreppe, rundbogige Eingänge, Vertäferung des Giebels, Anbau mit Ausdingstübchen, besonderes Backhaus, Scheune mit Strohdach und angebautem Streuschopf.

Das Haus steht in Gottes Hand. Hans Kentschler und Michael Kentschler haben das Haus gebauen 1632. (Schmieh.) Anno 1657 hat dieses Haus Michael Kentschler baut. Gott erhalte in seinem Schutz. (Schmieh.) Wann Gott will, so ist mein Ziel. 1565. (Haus des Hirsauischen Fischermeisters in Stammheim, kenntlich an einem Wappen mit zwei Fischen und einem Schild mit dem Abtsstab.)

Unter mancher Sorg und Unruh
gehen wir hier aus und ein;
drum laßt uns ewig bauen,
wo wir ewig wollen sein.

(Altes Schulhaus in Altburg, früher Mehlgerei und Wirtschaft zum Ochsen.)

Wenn Gott zum Hause nit gibt sein Gunst, so arbeitet der Mann umbsunst. 1608. (Olmühle Feinach.)

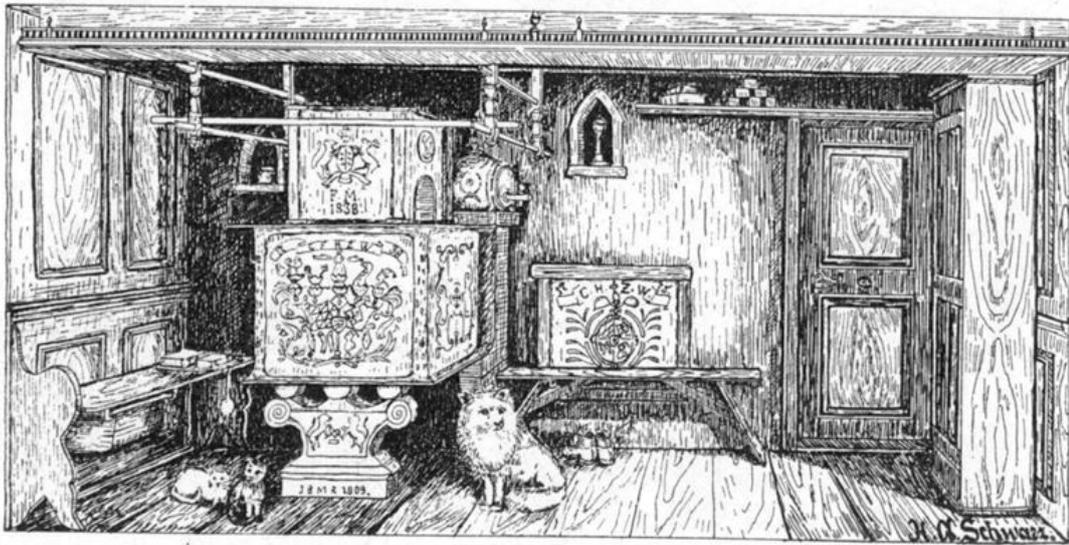
An der Mühle in Unterreichenbach lasen früher die Kunden folgende warnende Bekanntmachung:

Wer in meine Müll herein geht
und sein Sinn auf Stehlen setzt,
der bleib lieber draußen.
Ich, Johann Georg Bohnenberger,
hab eine Katz, kann selber mausen.

Am Giebel eines uralten Hauses in Gechingen (Besitzer Gottfried Schwarz)
steht:

Wie man liest in der Bibel,
so steht mein Haus im Giebel.
Ich achte meine Hasser
gleichwie das Regenwasser.

Die Häuser der Waldorte unterscheiden sich nicht wesentlich von den Wohnstätten im Gäu. Ihre Besonderheiten rühren alle davon her, daß sie infolge ihrer



Bauernstube in Martinsmoos mit dem Abschluß des durch die Wand geschobenen Herdes (Herdplatte).
Zeichnung von H. Schwarz, Altensteig.

freien Lage und mit Rücksicht auf das rauhere Klima des Schwarzwalds eines besonderen Schutzes gegen die Kälte bedürfen. Dazu dient vor allem das bretterne Schirmkleid, die Vertäferung. Ein Ölfarbenastrich schützt das Holz und dient zur Belebung. Bevorzugt wird besonders Meergrün, auch Braun und Gelb. In der Stadt würden die Häuser schreiend grell erscheinen und ihre Umgebung stören, allein in der freien Natur wirken sie mit dem Grün der Wiese und der Bäume ganz harmonisch und vervollständigen mit ihrer Farbenfreudigkeit das landschaftliche Bild in schönster Weise. Seit einigen Jahrzehnten sieht man neben der Brettervertäferung auch die Verkleidung mit Holzschindeln, die auf eine Bretterverschalung dachziegelartig übereinanderliegend genagelt werden und somit einen doppelten Mantel bilden. Leider werden statt der Holzschindeln in neuerer Zeit auch Blechtafeln zur Wandverkleidung benützt, welche die Verschindelung nachahmen. Sie erscheinen als Fremdkörper und vertragen sich nicht mit der uralten, bodenständigen Bauweise. Einen weiteren Wärmeschutz gewährt die gedeckte Freitreppe, die es ermöglicht, zwei Haustüren anbringen zu können, unten eine Vortüre zum Abschluß

des Treppenhauses und oben die eigentliche Eingangstüre zur Wohnung. An Stelle von Fenstern sind Schiebläden angebracht, die bei schlechter Witterung vorgeschoben werden. Unter dem Treppenhaus finden sich meist luftige Sommerwohnungen für Schweine und Geflügel. Die Stallungen sind ohne Ausnahme im Erdgeschoß des Wohnhauses. Jedenfalls ist dies auch darauf zurückzuführen, daß sie die Winterkälte von der Wohnung abhalten. Sie haben meist drei Türen, eine in der Mitte zum Futtergang, zwei äußere zu den Mistgängen. Auffallend ist der romanische Türsturz; vielleicht weist der halbrunde Abschluß nach oben darauf hin, daß zur Zeit der Besiedlung der romanische Stil üblich war, möglicherweise waren auch Zweckmäßigkeitsgründe maßgebend: die Türöffnung wird dadurch etwas kleiner, es kann daher weniger Kälte eindringen. Heutzutage wird die Unterbringung der Ställe im Erdgeschoß des Wohnhauses als lästige und unpraktische Anlage empfunden; denn nach kurzer Zeit, oft schon nach zwanzig Jahren, muß das Gebälk über dem Stall erneuert werden. Dieser Mißstand machte sich aber früher nicht geltend; es wurde nur altes, völlig ausgereiftes Holz verwendet, das meist hunderte von Jahren dem Stalldampf und der Witterung troste. Am wirksamsten vermag der eiserne Kastenofen der Kälte entgegenzuwirken, da er die Wärme langsam abgibt. Er gibt allerdings nach dem Einheizen nicht so schnell warm, doch erkaltet er dafür für den ganzen Winter nicht und sorgt für eine gleichmäßig angenehme Wärme. Die Ofenwände sind ungewöhnlich dick und solid; deshalb werden die Ofen sehr alt; hundertjährige sind nicht selten, selbst zweihundertjährige werden noch angetroffen. Sie sind für Waldgegenden überaus praktisch, da sich in ihrem ungeheuren Bauch leicht alles Abfallholz, Stumpen, Wurzeln, Rinde, Gipfel und Äste, befördern läßt und man sich dabei die Mühe des Zerkleinerns fast ganz sparen kann. Um den Ofen zieht sich das an der Decke befestigte „Ofengrähm“, ein Holzgerüst zum Trocknen der Kleider und der Wäsche. Die anheimelnde Vertäfelung der Decke und Wände, die vielfach bemalt und mit Sprüchen geziert war, erschwert ebenfalls das Eindringen der Kälte. Auch der Herd mußte früher zur Erwärmung der Stube beitragen. Die Stubenwand war durchbrochen und der Herd sozusagen einfach in die Stube geschoben. Den Abschluß gegen die Stube bildete eine eiserne Platte mit Hochbild und Inschrift. Eine alte und interessante Herdplatte befand sich bis 1914 in einer Bauernstube in Röttenbach; sie trug die Jahreszahl 1599. Mit dem Einzug der „Kunstherde“ sind die Herdplatten in den Stuben fast ganz verschwunden; die abgebildete Bauernstube von Martinsmoos weist noch eine solche auf (in der Mitte der Rückwand).

50. Ofensprüche.

Unter der Regierung des Herzogs Karl Eugen von Württemberg wurde die Verordnung erlassen, daß zum Schutze gegen Feuergefahr hinter den Ofen massive Wände angebracht werden sollten. Doch begnügte man sich auch mit einem Ersatz hiefür, der Wandverkleidung durch Zontafeln. Die damaligen „Häfner“, wahre Künstler in ihrem Fache, verstanden es, die Zontafeln durch Farbengebung, Verzierungen und „Ofensprüche“ so zu beleben, daß die Plättchen nicht nur eine

Feuerwand bildeten, sondern auch zur Ausschmückung der Stube beitrugen. In Weilderstadt, Simmozheim, Neubulach und Holzgerlingen wurden die Tontafeln in den Jahren 1760–1880 angefertigt. Zu einer Wand gehören 80–180 quadratische Plättchen von 18–20 cm Seitenlänge. Statt des Pinsels diente das Malhorn, ein Rännchen, mittelst dessen man die Glasur aus dem Ausflusrohr träufeln ließ, ehe die Platte gebrannt wurde. Dazu war eine große Gewandtheit und rege Phantasie erforderlich. Die Ofentafeln finden sich am häufigsten in



Ofenwand in Würzbach.
Aufnahme von Pfarrer Helbling, Ostelsheim.

den Dörfern des Calwer Waldes, besonders in Würzbach. Auch auf der Gäuseite sind sie dann und wann noch zu sehen, so in Althengstett, Simmozheim und Deckenpfronn. Die Ofensprüche berichten von der Liebe, vom Essen und Trinken, enthalten Beobachtungen aus der Natur und dem täglichen Leben; viele sind auch religiösen Inhalts. Reime, Rezensarten, Sprichwörter, Rätsel, Strophen aus Handwerksburschenliedern und Gesangbuchverse wechseln miteinander ab, kurz und gut, witzig und schlagfertig, vor allem handgreiflich anschaulich, eine Bildersprache, die ihre Begriffe und Vergleiche der umgebenden Natur entnimmt, kurz ein Stück echter Volkskunst. Lassen wir nun die „Tonkünstler“ zu uns reden!

Lieben, Freien, Hochzeit machen,
das sind drei recht schöne Sachen.
Lieben und geliebet werden,
ist das höchste Glück auf Erden,
lieben und kein Freud dabei
schmeckt als wie ein Wasserbrei.

Tugend und Freude sind ewig verwandt:
es knüpft sie beide ein himmlisches Band.

Jungfern, wollt ihr Rosen brechen,
gebt acht, daß nicht die Dornen stechen!

Eine harte Nuß, ein stumpfer Zahn,
ein altes Weib, ein junger Mann
zusammen sich nicht reimet wohl;
ein jedes seinesgleichen nehmen soll.

Wenn einer etwas verschwiegen will haben,
so darf er es nur seinem Weibe sagen,
dann bleibt es in ihrem Herzen verschlossen,
als hätte man Wasser in ein Sieb gegossen.

Die Weiber, das Wasser und das Feuer,
das sind drei große Ungeheuer.



Zeichnung von Hauptlehrer Bauschert, Schömburg.
Ofenwandplättchen von Würzbach.

Sechsmal sechs ist sechsunddreißig,
ist der Mann auch noch so fleißig
und die Frau ist lieberlich,
gehét alles hinter sich.

Laß Neider neiden und Hasser laß hassen;
was Gott mir gönnt, muß man mir lassen.
Er gibt mir Nahrung und das Leben,
drum dank ich ihm, der mir's gegeben.

Wer mich ausricht',
vergeß sein nicht.
Gedächt sein er,
So vergäß er meiner.

Besiehe du zuvor dein Bild,
eh du andre richten willst.
Du hast genug für dich zu tun,
mein Freund, laß andre Fehler ruhn.

Das ist das Beste auf der Welt,
daß Tod und Teufel nimmt kein Geld;
sonst müßte mancher arme Esel
vor einem Reichen in die Höl'.



Tontafel (Ofenplättchen) von Ostelsheim.
Zeichnung von Prof. Merz, Tübingen.

Wenn Haß brennen täte wie Feuer,
so wär das Holz nicht halb so teuer.

Waffen, die von Golde schimmern,
tun die Feinde nicht bekümmern;
aber Eisen, Pulver, Blei
bringen Ehr und Sieg herbei.

Hast du Arbeit, frisch daran!
Fleiß und Kunst liebt jedermann.

Menschenarbeit taugt nicht,
wo nicht Gott den Segen spricht.

Zufriedenheit sei unser Spruch,
was hilft uns Geld und Ehr?
Das, was wir haben, sei genug,
wer Klug ist, wünscht nicht mehr.

Viel Wesens mach ich nicht,
Der Falschheit bin ich feind;
wer redlich ist gesinnt,
der ist mein bester Freund.

Das Zahlen ist fürs Vorgen gut;
das Schreiben ist fürs Streiten gut.

Kein Mensch ist so geschickt in Sachen,
daß er's jedem kann zu Kopfe machen.

Neid meid, schweig und vertrag,
deine Not niemand klag,
dein' Hilf' kommt alle Tag.

Der Wein hat zwei Mängel:
der schlechte verderbt den Magen
und der gute den Geldbeutel.

Lust und Lieb zu einem Ding
macht alle Müß und Arbeit ring.

Den Esel kennt man an den Ohren
und an den Worten einen Toren.

Gar mancher geht nach Wolle aus
und kommt geschoren selbst nach Haus.

Zwei Hunde nagen an einem Bein,
der eine muß betrogen sein.

Laß nie den Müßiggang
dir deine Zeit verzehren.
der Faule kommt zu nichts,
der Fleißige zu Ehren.

Das Geld, das stumm ist,
macht grad, was krumm ist.



Tontafel aus Ostelsheim.
Zeichnung von Prof. Merz, Tübingen.

Alle Tage lustig ist gefährlich,
 " " traurig " beschwerlich,
 " " glücklich " unmöglich,
 eins ums andre ist erträglich.

Gott segne dieses Haus,
 Feld, Vieh und Säu,
 Jakob Hammann und Barbara Frey.



Plättchen einer abgebrochenen Ofenwand aus Ostelsheim.
 Aufgenommen von Pfarrer Helbling, Ostelsheim.

Es sind 25 Herren auf dieser Welt,
 die haben weder Gut noch Geld
 und regieren doch die ganze Welt.
 Sie essen nicht Brot und trinken nicht Wein.
 Wer kann erraten, was das für Herren sein? (A, B, C).

glaub'	nicht	hörst
tu	alles	willst
lieb(e)	was	siehst
sag(e)	du	weißt

Wenn die Hasen nicht mehr können laufen
 und die Hafner können nicht mehr saufen
 und die großen Herren haben kein Geld,
 dann stehts übel in der Welt.

51. Die Schwarzwaldwasserversorgung.

Die meisten Ortschaften auf der Hochfläche des Calwer Waldes hatten in trockenen Jahren regelmäßig unter Wasserarmut zu leiden, weil den vielen, 2 m tiefen, zisternenartigen Brunnen aus dem verhältnismäßig kleinen Einzugsgebiet aus den tonigen und feinsandigen Gesteinen nur eine geringe, bald erschöpfte Wassermenge zugeführt werden kann. Die Bevölkerung mußte deshalb von jeher ihren Wasserbedarf zum Teil aus offenen Seen decken oder aus den Tälern herbeiführen. Nur Zavelstein war im Besitz einer Wasserleitung, wohl einer der ältesten des Landes: Freiherr Benjamin von Buwilinghausen (i. S. 129) kaufte zwei Quellen in Röttenbach, die Schloß und Städtlein mit Wasser versahen. Ein Bauer in Röttenbach, durch dessen Hof die Leitung geht, besitzt noch den Vertrag des Freiherrn mit dem damaligen Besitzer des Hofes. Am Ende des vorigen Jahrhunderts erstellten einige Gemeinden Wasserleitungen: Liebelsberg, Emberg und Schmieh gemeinsam, Alt- und Neubulach je für sich. Bei diesen drei Leitungen wird das Wasser vom Tale durch die eigene Druckkraft der Quelle auf die Höhe gehoben. Später traten verschiedene Gemeinden zur gemeinsamen Erbauung eines großen Wasserwerks unter dem Namen „Gemeindeverband der Schwarzwaldwasserversorgung“ zusammen. Sieben Kilometer oberhalb Wildbad, wo sich der Kälberbach mit der großen Enz vereinigt, wurde im Jahre 1897 auf der Grenze unseres Oberamts eine Pumpstation mit Wärterhaus erbaut. Von hier wird das Wasser einer prächtigen Quelle, die ganz in der Nähe 510 m ü. d. M. entspringt, auf die Höhe gepumpt. Die Quelle liefert in der Sekunde durchschnittlich zwanzig Liter klares, fast chemisch reines Wasser. Der 1280 Kubikmeter Wasser fassende Hauptbehälter liegt 806 m hoch zwischen Michelberg und Meistern. Tag für Tag wird ihm etwa eine Million Liter Wasser zugeführt. Das Wasser muß also fast 300 m in die Höhe gepumpt werden. Dies besorgt die rauschende Enz, deren Wasser in einer 700 mm weiten, 1000 m langen eisernen Röhrenleitung zur Pumpstation fließt und hier die mächtigen Turbinen, welche die Pumpen treiben, in Bewegung setzt. Durch die Zuleitung der Enz wird ein Gefäll von 20 m und eine Arbeitsleistung von 70 Pferdekraften erreicht. In drei Hauptsträngen, die sich wieder vielfach verzweigen, wird das Wasser 51 Ortschaften mit mehr als 15 200 Einwohnern zugeführt. 24 Verbandsgemeinden liegen in unserem Bezirk, die übrigen in den Oberämtern Nagold und Neuenbürg. Im August 1898 konnte das Pumpwerk in Betrieb gesetzt werden. Da sich in den letzten Jahren verschiedene Ortschaften der Schwarzwaldwasserversorgungsgruppe angeschlossen, wurde noch eine weitere, 7 Sekundenliter liefernde Quelle in Benützung genommen. Die segensreiche Einrichtung hat sich selbst in dem trockenen Sommer des Jahres 1911 bewährt; unvermindert entströmten die Quellen dem Schoße der Waldberge. Den beiden Männern, welche die Wasserversorgung ins Werk setzten und ausbauten, Regierungsrat Bölter von Calw († 1910) und Oberbaurat v. Ehmman, ließ der Gemeindeverband im Jahr 1911 in dankbarem Gedenken eine eiserne Gedächtnistafel an der Pumpstation anbringen.

*

52. Die Ueberlandzentrale bei Station Teinach.

In dem von ewiggrünen Waldeshöhen umkränzten Talkessel an der Mündung der schnellfüßigen Teinach liegen gegenüber dem von dreizehn Ortschaften besuchten Bahnhof Teinach die Betriebs- und Verwaltungsgebäude des Elektrizitätswerks vom Gemeindeverband Calw. Stattlich erheben sie sich in ihrem schmucken, modernen Gewande am Fuße der Altbulacher Bergwand und zeichnen sich mit ihren hellen Farbentönen stimmungsvoll von dem tannendunklen Hintergrunde ab. Der Gemeindeverband wurde im Jahre 1909 von dem rührigen Regierungsrat Bölter in Calw gegründet. Bis zur Erbauung eines 1800 m langen Stollens durch den Waldecker Schloßberg und der damit erzielten Steigerung und Ausnützung der Nagoldwasserkräfte wurde als Betriebskraft Sauggas gewählt. Fünf gewaltige Motore erzeugen mit der 1915 in Betrieb genommenen Wasserkraftanlage die elektrische Kraft, die 123 Ortschaften in den Oberämtern Calw, Leonberg, Neuenbürg, Nagold und Freudenstadt mit Licht und Kraft versorgt. Gespeist werden gegen 88 000 Lampen, 3800 landwirtschaftliche Motore, 800 gewerbliche Motore, 800 Bügeleisen und 80 Kocher. Die Benützung der Elektrizität hat sich als äußerst segensreich erwiesen und geht sicher noch einer weiteren Entwicklung im Interesse der Hebung der Volkswirtschaft entgegen.

53. Gesteine und Landschaftsformen des Bezirks.

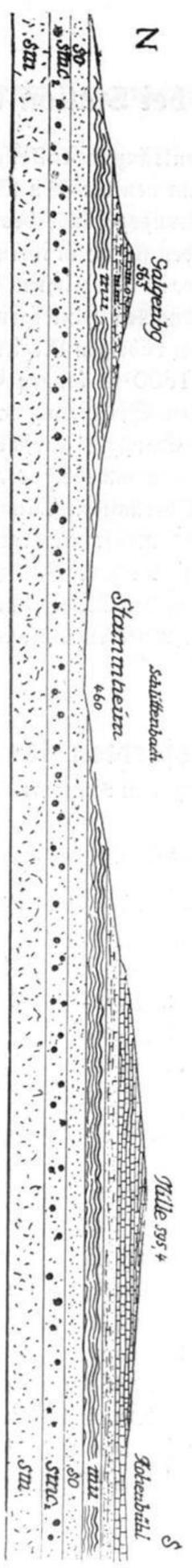
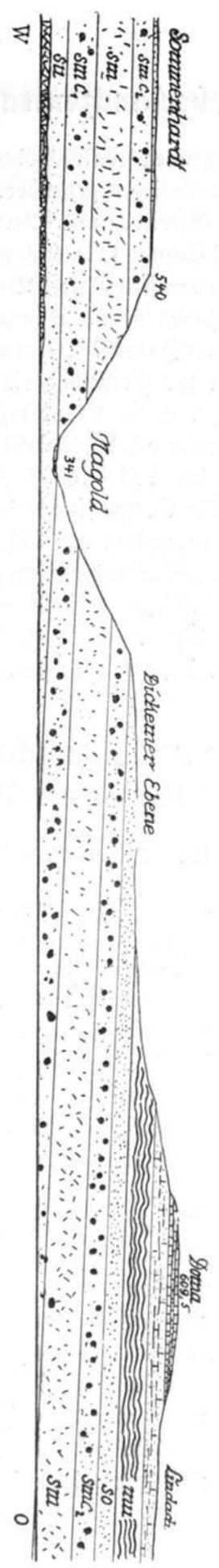
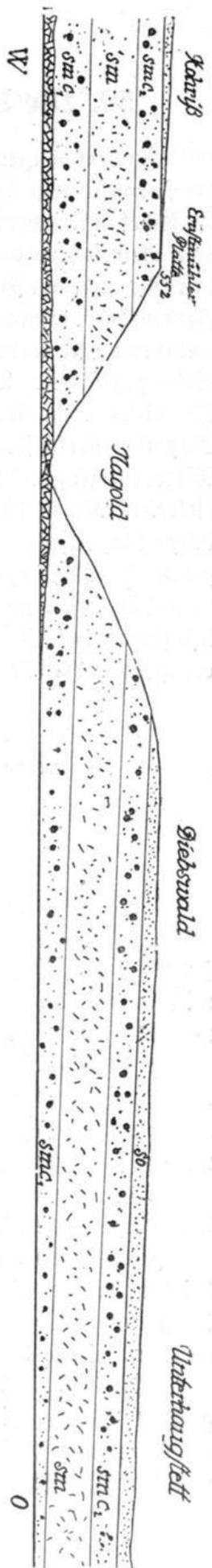
Von Dr. G. Wagner, Professor in Stuttgart.

I. Die Gesteine und ihre Entstehung.

Aus des Schwarzwalds ältesten Tagen stammt der G n e i s. Als unsere Steinkohlen sich bildeten, wurde er in einem mächtigen Faltengebirge aufgetürmt. Die feuerflüssigen Massen, die damals in ihm erstarrten, sehen wir heute als G r a n i t im Tal der großen Enz, im Nagoldtal nur oberhalb Liebenzell bei Kleinwilbad, wo er sich von Südwest nach Nordost quer über die Talsohle zieht. Der Granit besteht, wie sein Name sagt, aus Körnern, in der Hauptsache aus dem weißgrauen, speckigen Quarz mit seinen unebenen Bruchflächen, dem glatten, regelmäßig spaltenden gelblich- bis örtlich-grauen Feldspat und dem silberglänzenden, bald weißen, bald schwarzen, blättrigen Glimmer.

Die mächtigen Alpen der Steinkohlenzeit wurden allmählig abgetragen. Der Verwitterungsschutt häufte sich in den Mulden an. Unter heißem Klima herrschten rote Farbtöne vor. Das R o t l i e g e n d e entstand. In unserem Bezirk ist es nur bei der Kälbermühle zwischen Granit und Buntsandstein einige Meter stark zu sehen; bei Liebenzell ist es mit rund 10 m Mächtigkeit erbohrt, während es anderwärts einige hundert Meter mächtig werden kann.

Zur Zeit des B u n t s a n d s t e i n s war das Gebirge fast ganz zerstört, eingeebnet. Welche Zeiträume waren da verfloßen! Deutschland war ein großes, vom Weltmeer abgeschnürtes, abflußloses Gebiet wie heute große Gebiete Innerasiens und der Kaspisee. Der Wind trieb sein Spiel mit den Sandkörnern (Quarz



Drei geologische Schnitte im Maßstab 1:17000 (1 cm der Zeichnung entspricht 170 m in der Natur). Gänge und Höhe im richtigen Verhältnis.

1. Magoldtal oberhalb Siebergell. Der Fluß hat den Granit erreicht. Tiefes Buntfandstein. Der obere Buntfandstein bildet zu beiden Seiten die Hochfläche des Schornsteins.
2. Magoldtal unterhalb der Feinabmündung. Das Grundgebirge steht erst 40 m unter der Talsohle an. Heber der Hochfläche des Schornsteins erhebt sich das Sedengut mit dem Sonna als Stufenabhang (Spur von Hauptfandstein).
3. Sedengut bei Stammheim. Salzenberg und Mille als Stufenabhang mit einer Decke von Hauptfandstein. Das Tal des Schiltensbachs hat gerade den Buntfandstein erreicht.

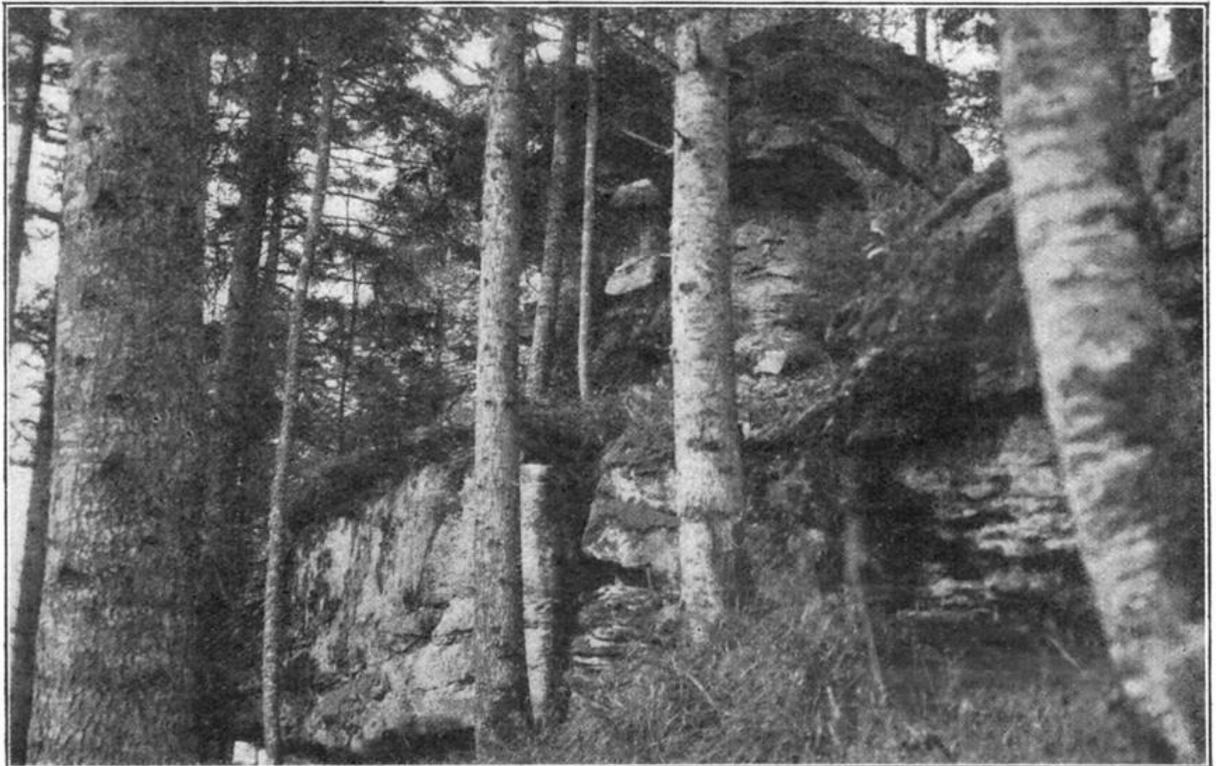
mo = Hauptfandstein
 mm = mittlerer Muffelfalt
 mu = Muffelgebirge
 so = oberer Buntfandstein
 smc₂ = Hauptkonglomerat
 sm = Buntfandstein
 smc₁ = unteres oberes (dieses Konglomerat)
 su = unterer Buntfandstein (im I. Schnitt nicht von smc₁ getrieben)
 darunter Grundgebirge.

von Granit und Gneis) und schichtete sie zu mächtigen Dünen auf oder trieb sie ins Wasser. In den bald größer bald kleiner werdenden Seen (oft von beträchtlicher Größe) war nur wenig Tierleben. Aus den Sanden der Dünen des Strandes und der großen, flachen Seen entstanden die Sandsteine. Mächtige Überschwemmungen, von den Randgebirgen im Süden herkommend, brachten Massen von Geröllen und überschütteten damit die weiten Sandflächen und die Flachseen. Bei Teinach ist der Buntsandstein 260 m mächtig. Wie lang mögen Wind und Wasser gearbeitet haben, um soviel Sand aufzuschichten! Und wie viel Granit, Gneis und Notliegendes muß zerstört worden sein, um all die Sandkörner zu liefern! Der obere Buntsandstein zeigt stärkeren Einfluß des Wassers. Die Sandlandschaft war arm an Tieren und Pflanzen. Knochen von großen Echten (Sauriern), da und dort Schuppen und Zähne von Fischen, Abdrücke oder Ausgüsse von Pflanzen (Schachtelhalmen, Farnen, Zweigen von Nadelbäumen) sind, wenn auch spärlich, zu finden. (Riesenmohr von Alzenberg, Knochenreste bei Calw, Schachtelhalme bei Stammheim). Der untere Buntsandstein (40 m bei der Kälbermühle) ist nicht sehr hart und verwittert leicht. Manche Sandsteinbänke sind hell gefärbt mit schwarzbraunen Flecken (Mangan- und Eisenrost); man spricht dann von Tigersandstein. Der mittlere oder Hauptbuntsandstein (180 m dick) enthält oben und unten viel Geröll eingebettet. Diese Geröll führenden Sandsteine nennt man auch Konglomerat („Gaggelesbank“). Die weißen Gerölle („Gaggele“) herrschen vor; sie bestehen aus Quarz (Feuerstein) und sind sehr hart. Die Nagold fließt von Seitzental, die Teinach von der Lautenbacher Mündung an im unteren, Eck'schen Konglomerat. An der Talmühle, bei der Station Teinach und im Steinbruch zwischen Würzbach und Calmbach kann man die Felsen mit den kleinen Geröllen sehen. Die Hauptmasse der Sandsteine ist jedoch geröllfrei und wird in vielen Brüchen abgebaut. Das obere oder Haupt-Konglomerat ist außerordentlich hart (verfieselt) und bildet deshalb meist die Talfanten. Die unterwühlten Blöcke stürzen herab und bilden gewaltige Block- und Felsenmeere. Das großartigste Felsenmeer ist die Teufelsmühle im Rehgrund zwischen Agerbach und dem Tal der kleinen Enz. An den Hängen des Kollbach- und des Schweinbachtals (Franzosenfelsen bei Schmieh) dehnen sich auch gewaltige Felsenmeere aus.

Der obere Buntsandstein (40 m) ist reich an Glimmer; deshalb sondert er sich plattig ab (Plattensandstein). Auch rote Tonlagen kommen jetzt häufiger vor (Rötel = härterer, eisenhaltiger Ton). Die obersten 3–5 m sind ein tieferer bis violetter Ton, das Röt, auf dem meist Wiesen liegen, so bei Oberhaugstett, Martinsmoos, Stammheim und Holzbronn.

Zeigt der obere Buntsandstein schon eine größere Ausdehnung der Wasserfläche, so brach spätestens mit dem Muschelkalk das Meer herein. Von ihm künden Muscheln, Schnecken und „Ammonshörner“. Die vielen Muscheln, die stellenweise das Gestein ganz erfüllen können, gaben ihm den Namen. Der untere Muschelkalk (55 m) besteht meist aus dünnplattigen Kalken, gelbem Dolomit („Schwarzalk“) und Mergel. Unten herrscht der Dolomit, oben der

Kalk. Bei Holzbronn ist er reich an Versteinerungen. Auch Wirbelknochen von Echten findet man gelegentlich; bei Althengstett und Simmozheim wurde sogar der ganze Schädel eines Sauriers geborgen. Während des mittleren Muschelkalks wurde das deutsche Meer vom Weltmeer abgeschnürt und zu einem salzigen „Toten Meer“ ausgedampft, in dem alles Leben erstarb. Die Versteinerungen fehlen daher fast ganz. Dolomit, Gips und Salz bilden sich auf seinem Grund und an den Rändern der Salzlachen. Davon zeugen heute noch unsere Salzbergwerke der Heilbronner und Rottweiler Gegend, sowie die Salinen und Gipsbergwerke an vielen Stellen unseres Landes. Im Calwer Oberamt ist

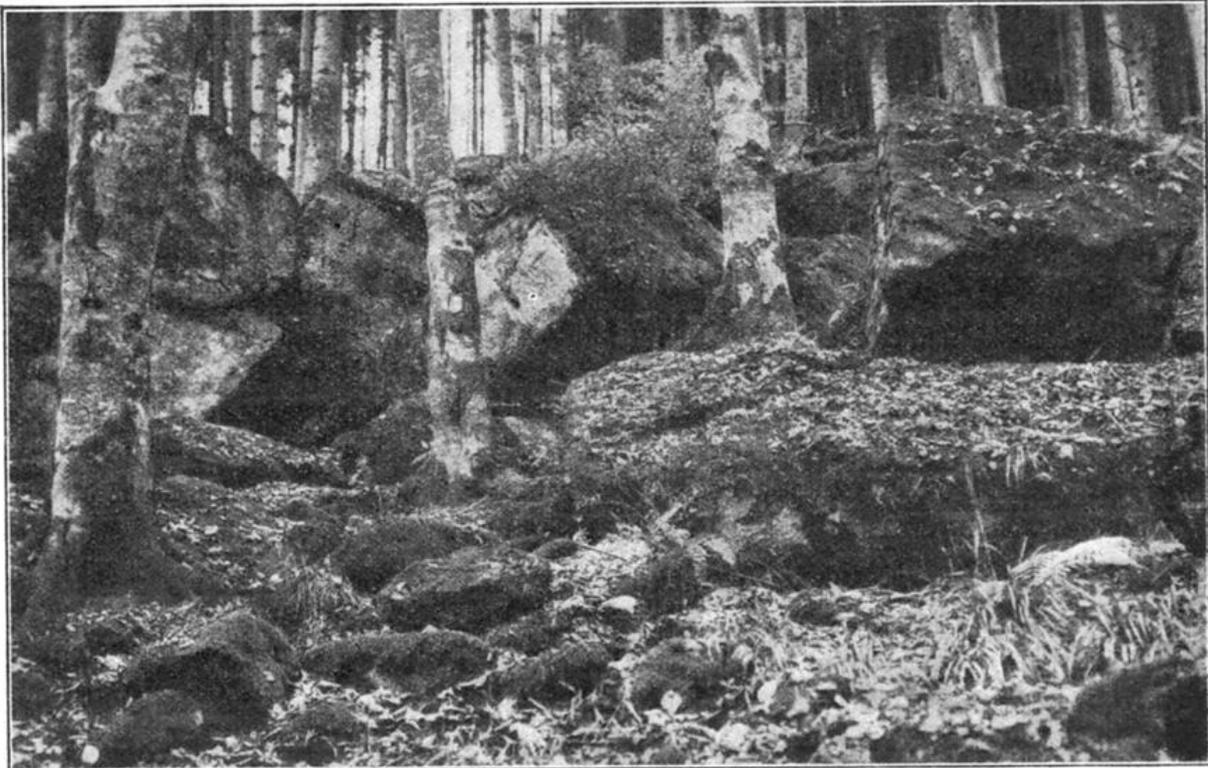


Falkenstein. Felsen im Hauptbuntsandstein. Aufnahme von Photograph Fuchs, Calw.

nichts mehr davon vorhanden; das tropfende und rinnende Wasser hat alles Salz und allen Gips aufgelöst und fortgeführt. Deshalb ist der ganze mittlere Muschelkalk, das Salzgebirge, hier nur noch 30 m dick (statt 60–90). Nahe der Obergrenze gibt es zellig auswitternde Kalke (Zellenkalke) und weiße oder schwarze Feuersteine, auch Hornsteine genannt, so bei Dachtel, Ostelsheim und auf dem Muckberg bei Althengstett. Damit zog das Meer wieder ein; denn in den Hornsteinen findet man Schalen von Muscheln und vielen kleinen Schnecken. Den Hauptmuschelkalk (80 m) bauen blaue und graue Kalke auf, schön geschichtet, durch dünne oder dicke Tonlagen getrennt, oben massige gelbe bis gelbbraune, rauhe Dolomite („Schwarzalk“). Der Hauptmuschelkalk enthält außer Muscheln und Schnecken auch versteinerte Stengelglieder der Seelilie, eines Meerestieres, das auf schwankem Stiel oben eine Krone trug. In den oberen Schichten kommen auch knotige Ammonshörner oder Ceratiten vor.

Die Lettenkohle entstand zur Zeit eines dauernden Kampfes zwischen Land und Meer. Gewaltige Ströme brachten große Feinsandmassen ins Küstengebiet. Wir sehen sie heute als Lettenkohlsandstein im Gäu, in unserem Oberamt nur auf der höchsten Erhebung des Gäus bei Deckenpfronn, 560 – 580 m über dem Meer. Die Überreste von zusammengeschwemmten Sumpfpflanzen bildeten dünne Lagen von unreiner, schlechter Kohle, die der Schicht den Namen gab.

In der Keuperzeit entstanden jene buntgefärbten Schichten, die heute unsere Waldberge bilden (so Schönbuch und Stromberg). Im Jurameer wuchsen die mächtigen Felsen der Alb. Alle diese Schichten lagerten einst über uns und sind



Felsenmeer im Hauptbuntsandstein. Aufnahme von Photograph Fuchs, Calw.

in langen Zeiten völlig abgetragen worden; denn unser Gebiet wurde am Ende der Jurazeit Festland. In der Kreide- und Tertiärzeit wurden Schwarzwald, Vogesen, Odenwald und Hardt zu einer riesigen, flachen Kuppel aufgewölbt, mitten brach dann ein langes, schmales Stück ein, der Rheintalgraben entstand, Feuerberge lohten auf. Auch bei uns kam es zu größeren Spaltenbildungen und Schichtenverschiebungen, die man Verwerfungen nennt. Auf den Spalten stiegen mineralienhaltige warme Wasser empor, die Schwespat, Quarz, Wismut- und Kupfererze mit etwas Gold und Silber absetzten (Neubulach).

Mit dem Einbruch des Rheingrabens bekamen die dorthin fließenden Gewässer ein sehr starkes Gefäll, vertieften ihr Tal und führten einen Schichtenstoß nach dem andern fort. Die Juratafel wurde bei uns ganz vernichtet; vom Muschelkalk blieben auf der Schwarzwaldseite nur noch einzelne Kuppen bei Neubulach, Oberhaugstett und Martinsmoos erhalten. Der Eisengehalt der zer-

störten Schichten aber blieben zurück; als eine Art Koft ballte er sich zu kleinen Kügelchen, Knollen und Bohnen, dem Bohnerz, zusammen. Man kann es auf den Höhen des Muschelkalks überall finden, besonders bei Dachtel und Ostelsheim. Während der Eiszeit war nur der höhere Schwarzwald vergletschert, dagegen führten unsere Flüsse zeitweise etwas mehr Wasser als heute. Zeiten der Aufschüttung von Geröll und Kies wechselten mit solchen, in denen der Fluß sein Tal vertiefte. So sehen wir bei Hirsau noch zwei ehemalige Talsohlen, sogen. Terrassen, auf deren Höhen die Nagold längere Zeit floß (auf der oberen steht ein Landhaus, auf der unteren das Kloster). Staubwinde aus Südwesten brachten feinen, gelblichweißen Staub, den Löß, der heute fruchtbare Flächen bildet.

II. Die Verwertung der Gesteine.

Der Granit des Bezirks wird nicht verwendet, ist aber trotzdem für uns wichtig, weil aus ihm die wertvollen Mineralquellen von Teinach, Wildbad und Liebenzell aufsteigen. Der mittlere Buntsandstein ist ein vorzüglicher Baustein, der in vielen Brüchen, vor allem am Welsberg zwischen Calw und Hirsau, abgebaut wird. Die schönen Platten des oberen Buntsandsteins werden zwischen Neubulach und Liebelsberg, bei Oberhaugstett, Stammheim und Simmozheim gebrochen und zu Einfassungssteinen für Wege, Gräber und Dungstätten, sowie zu Bodenplatten für Ställe und Küchen verwendet. Über dem oberen oder Hauptkonglomerat findet man roten Quarz oder Karneol, besonders bei Weltenschwann, Breitenberg und Schmieh; geschliffen und poliert kann er als Halbedelstein verwendet werden.

Die Kalksteine des Hauptmuschelkalks werden in vielen Steinbrüchen, besonders in Althengstett und am Muckberg bei Calw gewonnen und zu Pflastersteinen, Feldmauern, Straßenschotter und gebranntem Kalk verwendet. Ein gelblicher, sehr feinkörniger Ton des mittleren Muschelkalks wurde als Trip bei Gchingen im sogenannten „Kreideloch“ am Weg nach Gültlingen gegraben und diente als Poliermittel in der Edelmetallindustrie.

Der Lettenkohlensandstein ist im Gäu ein sehr geschätzter Baustein. Der „Letten“ wurde zur Zeit der Calwer Zeughandelskompagnie zum Walken des Tuches benützt. Der Egelsee an der Straße von Deckenpfronn nach Herrenberg ist in einer verlassenen Lettengrube entstanden. Die Mineralgänge von Neubulach enthalten grünes und blaues Kupfererz (Berggrün = Malachit, Bergblau-Kupferlasur), silberhaltiges, dunkles Fahlerz und olivgrünes, goldhaltiges Grünbleierz.

Der Bergbau, der früher sehr lohnend war, wird jetzt von der „Süddeutschen Gold- und Silberbergwerksgesellschaft Frieda“ wieder aufgenommen, nachdem er seit 1823 ruhte.

In einer Tonne Erz fanden sich 16 kg Kupfer, 200–240 g Silber und 18 bis 21 g Gold. Lohnend wurde der Betrieb durch die Gewinnung von Wismut, einem Metall, das bei der Herstellung von leicht schmelzbarem Lot benützt wird.

III. Die Landschaftsformen.

Der Buntsandstein bildet eine riesige Tafel, die sich nach Südosten senkt. Bei Enzklosterle liegt der obere Buntsandstein noch 850 m hoch, bei Stammheim nur 480 m. Wenden wir daher von einem Aussichtspunkte den Blick nach Nordwesten,



Teinachtal mit Blick auf Ruine Zavelstein. Scharf eingelebtes v Tal.

so sehen wir langsam die Schwarzwaldtafel emporsteigen. Die Hochfläche besteht meist aus oberem, weichem Buntsandstein, der auch wesentlich fruchtbarer ist als der Hauptbuntsandstein. Die flachen Talmulden sind wasserreich und von Wiesen ausgefüllt, besonders im Nöt. Hier bot sich auch günstige Gelegenheit zur Siedlung (Waldbuhendörfer). Der harte Hauptbuntsandstein bildet die Talkante und die steilen



Umlaufberg Stadelburg. Große Fallschlänge der Nagold.

Talhänge. Auf seinem nährstoffarmen Boden (zum großen Teil Quarzsand) gedeiht nur der Wald. Auf den harten Felsflözen des Hauptkonglomerats sitzen alte Burgen und Städtchen: Wildberg, Waldeck, Zavelstein. Die besonders unfruchtbaren Steilhänge mit ihren Felsenmeeren deckt dunkler Tannenwald. Das Nagoldtal macht im Hauptbuntsandstein weite Schlingen und Bögen, weil die harten Sandsteinplatten dem Fluß das Einsägen sehr erschweren. Die Talstraße muß alle diese Umwege mitmachen, bei der Bahn reiht sich Tunnel an Tunnel. Die alten Straßen jedoch zogen die Hochflächen vor. Neuerdings nußt der Mensch die großen Flußschlingen aus, indem er sie durchbohrt und sehr gute Wasserkräfte (starkes Gefäll!) gewinnt, so die Fallschlänge der Waldeck (siehe Nr. 7) und des Bettenbergs oberhalb Wildberg).

Mit dem Buntsandstein verlassen wir das Reich der Tannen, den Schwarzwald, und treten in das Heckengäu ein. Scharf läßt sich die Grenze verfolgen, wo rot und gelbgrau aneinanderstoßen. Zugleich steigen damit Hügel und Kuppen über die rote Schwarzwaldtafel empor, die sich erst nach 1–2 Stunden zu einer neuen höheren Ebene zusammenschließen, zum Korn- oder zum Strohgäu, dem Land der ausgedehnten Getreidfelder. Im unruhigen, kuppigen Heckengäu aber wechseln kleine Ackerstücke mit Schafweide und Wäldern ab. Am

Grenzsaum der Acker haben fleißige Hände in tausendjähriger Arbeit die allzuvielen Kalksteine zu langen „Steinriegeln“ und Steinmauern aufgeschichtet, und zwischen den Steinen sprießen jetzt Sträucher aller Art, so daß fast jeder Grenzstein zur Hecke wird. Der Schleibusch hüllt sie im Frühjahr in blendendes Weiß. Im Sommer leuchten Tausende von Heckenrosen im zarten Rot. Und wenn die Frucht reift, findet der Wanderer viel Stachelbeeren und Brombeeren, Himbeeren und Hagebutten. Ist nirgends mehr ein Tisch gedeckt, so bietet sich hier noch den hungrigen Vögelein Nahrung. Vogelbeeren nennt das Volk die vielen Beeren in Rot und Schwarz; Mehlbeeren und Schneeball, Liguster und Hartriegel, Kreuzdorn und Faulbaum. Auf dem allzusteinigen Boden, den man daher als Schafweide liegen ließ, hat noch manches reizende Pflänzchen eine Zuflucht gefunden, von der blauen Küchenschelle im ersten Frühjahr bis zur ausdauernden Silberdistel im Herbst. Der Kalkstein läßt das Wasser



Speßhardt. Siedlung im Hochfächer des Rätelbachs. Flache Talmulde des oberen Buntfandsteins.

leicht in den Boden eindringen, und so haben die Hügel des Heckengäus stark unter trockenem Sommer zu leiden. Da und dort ist es mit viel Mühe gelungen, dürre Schafweiden aufzuforsten. Von Natur aber ist das Heckengäu eine offene Landschaft und als solche seit uralter Zeit besiedelt.

54. Schwarzwaldblumen.

I. Krokus.

Wenn Narziss und Anemone
von der Erde noch bedeckt,
hat der Kuß der Frühlingssonne
uns ein Blümlein aufgeweckt:
Ihre schlanken Kelche heben
Krokus über Rasengrau,
einen bunten Teppich weben
sie aus Lila, Weiß und Blau.

Winken schon aus weiter Ferne
mit den Blütenköpfchen bunt
und wir sehen sie so gerne
in des Frühlings lichtem Rund.
Steh'n auf stolzer Bergeswiese,
laden zum Besuche ein,
schicken frohe Ostergrüße
weit hinaus von Zavelstein.

Kaum haben die warmen Strahlen der Frühlingssonne den Schnee geschmolzen, so kann man droben auf den Wiesen des romantisch gelegenen Bergstädtchens Zavelstein und in der Umgebung ein liebliches Frühlingswunder schauen — die Krokusblüte. Anfangs März, manchmal schon Ende Februar, strecken die ersten Krokus schüchtern ihre blauen Köpfchen über den Rasen. Die ersten warmen Frühlingstage bringen das ganze „schlafende Heer“ plötzlich zum Erwachen. Die prächtigen Blumen überziehen dann die Wiesen und verwandeln sie dann in ein Blütenmeer ohnegleichen. Das matte Grün der Wiesen tritt vollständig zurück, von ferne gleichen die Krokuswiesen einem riesigen, duftigblauen Teppich. Die Krokusblüten prangen von sattem Blau bis zu reinem Weiß in allen möglichen Farbenshattierungen. Wahrscheinlich ist die blaue Farbe durch den Eisengehalt des Buntsandsteins bedingt, denn die Wiesen zeigen fattere Farben, wenn sie mit Thomasmehl gedüngt werden. Der Krokus hat wohl Ähnlichkeit mit der Herbstzeitlose, aber seine Blüten übertreffen diese blassen Kinder des Herbstes an Leuchtkraft. Wenn eine leichte Schneedecke sich über den Rasen legt und die Krokus unverzagt ihre Köpfe darüber erheben, so bilden sie Stickerereien auf weißem Grunde. Ihre Wirkung ist dann wunderbar märchenhaft. Die Krokus erscheinen so zeitig auf dem Plan, daß ihre Entwicklung beendigt ist, ehe ihre größeren Nachbarn sich zu regen beginnen und ihnen Licht und Luft rauben. Mit ihren spitzigen, in Deckschuppen gehüllten Blättern durchdringen die Pflänzchen die starre Erdkruste. Dann wachsen die Blätter über das Hüllblatt hinaus. Erstaunlich rasch schieben sich die einer spitzigen Zigarre ähnlichen Blütenknospen aus der Erde hervor, und schon nach wenigen Stunden prangen die Blüten in vollendeter Pracht. Bei trübem Wetter, jeden Abend sowie bei hereinbrechender Kälte schließen sich die Kelche wieder. Woher dieses liebe Blümchen stammt, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Seine ursprüngliche Heimat ist in den südlichen Alpen zu suchen; dort kommt es von den Seealpen bis nach Bosnien wild vor. Seither nahm man an, der Krokus ent-

stamme den Schweizer Alpen, wo kleinere, meist weiße Blüten die Abhänge der Berge (z. B. des Rigi) schmücken. Ein Verwandter dieser beiden Arten, der echte Safran, wird in der Schweiz, in Spanien und Amerika angebaut. Die Narben und Griffel werden im Herbst ausgezupft und geben dann getrocknet den „Safrich“, der den Kuchen „gel“ macht. Im allgemeinen herrscht nun die Ansicht, die Burgherren von Zavelstein hätten den aus den Alpen stammenden Krokus (auch wilder Safran genannt) als Zierblume im Garten angepflanzt, und von hier aus seien die Krokus auf die angrenzenden Wiesen gewandert. Doch weiß man nichts gewisses hierüber, da wir Nachrichten über die Zavelsteiner Krokus erst vom Jahr 1825 haben. In den letzten 50 Jahren vermehrten sie sich außerordentlich rasch: nicht nur die meisten Wiesen Zavelsteins prangen im Krokus schmuck, auch auf den angrenzenden Markungen Weltenschwann, Spesshardt, Commenhardt und Röttenbach sowie in dem etwas weiter entfernten Altburg, Oberkollbach und Neuweiler sind sie heimisch geworden. Alle Versuche, den Krokus in anderen Gegenden Württembergs zu verpflanzen, waren bis jetzt erfolglos, denn die Pflanze scheint an eine gewisse Höhenlage und Bodenart (Buntsandstein mit Eisengehalt) gebunden zu sein. Wenn der Frühling auf die Berge steigt und sich der erste Krokus zeigt, dann wandern Scharen von Naturfreunden hinauf nach Zavelsteins sonnigen Höhen, um sich am wunderbaren Farbenspiel der Krokusblüte zu erfreuen.

II. Roter Fingerhut.

Wo das Beil den Wald gelichtet
hat, in roter Glocken Pracht,
Fingerhut sich aufgerichtet.
Sagt, wer hat die Saat gemacht?

Wohl ein Elf war's, der die feinen
Körnlein hat gestreut ins Moos.
„Sonne mag nun auf ihn scheinen,
Tau und Regen zieh' ihn groß!“

Nur an freien Bergeshängen
prangt er in der Sonne Schein.

Unter ihm in dunklen Gängen
Liegt das Erz in dem Gestein.

Kind des Berges! schöner Kleiden
sich des Königs Töchter nicht.
Niederblickst du so bescheiden,
deine Schönheit ist so schlicht!

Kind des Berges, schön gestaltet,
aus dem Märchenreich gesandt,
schmückt, wo Friede um dich waltet,
Bergeshang und Felsenwand.

J. Trojan. (Aus „Unsere Pflanzen in Sitte, Sage und Literatur“
von Kelling & Bonhorst).

III. Ginster.

Handvollweise verstreut liegt weithin am Saume des Tannwalds
Ginsters blumiges Gold frei offen jeglichem Finder,
da und drüben und dort — ja selbst im Wege da liegt es:
Welch ein Krösus doch hat den Goldschatz also verschwendet?

Christian Wagner, Wornbronn.

Am Waldbrand und an felsigen Abhängen erregen im Mai und Juni große, goldgelbe, weithin leuchtende Flächen unsere Aufmerksamkeit. Beim Näher-treten gewahren wir, daß sie von Millionen zartduftender Schmetterlingsblüten des Ginsters gebildet werden, die an Leuchtkraft der Farbe und Blütenfülle gewiß nicht hinter den gelbblühenden Gartensträuchern und Blumen zurückstehen.

„O dieser Blume gleicht keine Blum'
in alt und neuen Tagen.
Sie wird als wie ein goldner Kranz
vom nickenden Stamm getragen.“

Man kann den Ginster, auch Besenginster oder Pfriemen genannt, geradezu den Vorposten des Waldes nennen. Merkwürdig ist, daß er an eine gewisse Höhenlage gebunden ist: in über 700 Meter Höhe kommt er nimmer fort. Fleißig werden die großen Schmetterlingsblüten von den Insekten besucht. Sobald das Tierchen sich aufs Blütenschiffchen setzt, springen die Staubgefäße auf, ein gelbes Wölkchen steigt auf und bepudert damit das die Bestäubung vermittelnde Insekt. Der Bauer weiß den Besenginster schon vor der Blütezeit zu schätzen. Er holt ihn im Winter und verfertigt aus den langen schlanken Zweigen Besen, die sich besonders gut zum Fegen der Backöfen eignen, da die Stengel mit einer grünen, kantensbildenden Rinde umkleidet sind.

Mit den Stengeln des Ginsters bedeckt die Mutter die Gartenbeete, in die sie ihren „Kapsamen“ (Krautsamen) gesät hat; die Bedeckung soll den Samen rascher zum Keimen bringen und die jungen Pflänzchen vor dem Froste schützen.

IV. Erika, das Heideglöckchen oder Heidekraut.

Heidekraut, sonniges Sommerkind!
Sieht man dich wieder,
gesenkt die Lider,
ehe der flüchtige Sommer verrinnt?
Blühst so bescheiden
an Halben und Heiden,
am stillen Eckchen,
im schlichten Köckchen
mit grünen Streifchen
und Rosaschleifchen.
Wenn kein Köschen mehr blüht,
wenn kein Liedchen mehr schallt,
nur die Sonne noch glüht
im schweigenden Wald,
blühst du in stiller Lust
im sonnenhellen August

den Kindern zur Freude,
den Biennen zur Weide.
Kommt ein Wanderer vorüber,
und wär' er ein Greis,
er segnet dich leis;
kommt ein Kindlein gegangen
mit blühenden Wangen,
es jauchzt voll Entzücken,
fängt an dich zu pflücken
und trägt seinen Strauß
stolz nach Haus.
Da prangst du im Zimmer
im Winter noch immer,
du holdes Heidchen
im Rosakleidchen!

Neckarzeitung.

Wenn Wiese und Feld ihren Blütenflor längst verloren haben, so legt der Heidewald sein schimmerndes Festkleid an. Weithin erglänzt es in rosigger Pracht. Sind es doch viele tausend Blütenglöckchen des Heidekrauts, die nicht nur ein Heer von Insekten zum Besuche herbeilocken, sondern auch das Auge des Wanderers schon von weitem entzücken. Wenn die Blütchen „honigen“, dann summt und schwärmt es in den Zweigen: „Das Lied der Biene harft am Heidekraut“, für den Imker die lieblichste Melodie, denn seine Bienen sammeln den gelbbraunen, heilsamen Heidehonig. Das Heidekraut, vom Schwarzwälder kurzweg Heide genannt, führt auch den Namen Erika. Der Reiz des Heideglöckchens geht nicht nur von der einzelnen Pflanze aus, obwohl es sich dreist

neben seinen Schwestern, den Eriken vom Kapland stellen kann, die der Gärtner sorgsam im Gewächshaus pflegt. Es ist vor allem die Massenwirkung, die wir bewundern; denn Erika, die Lieblingsblume Bismarcks, überhaucht ganze Flächen mit wunderbarem, rosigem Schimmer.

Mit der Forche steigt das Heidekraut auf die nackten, felsigen Bergrücken hinan. Eine Legforche im kleinen überzieht es selbst den unfruchtbarsten Waldesboden mit einem weichen Teppich und bedeckt die kahlen Stellen, wo Heidel- und Preiselbeeren nicht mehr gut gedeihen wollen. Zu dem violetten Schimmer der im Abendsonnenglanz leuchtenden Forchenstämme bildet das Heidekraut mit seinem braunen, schlanken Stengel, mit den immergrünen, zierlichen Blättchen und mit seinen rosig lachenden Blütenglöckchen einen prachtvollen Hintergrund. Was Wunder, wenn alt und jung sich an ihm erfreuen und oft ganze Arme voll zierlicher „Heiden“ mit nach Hause nehmen, um die Stube für den Winter damit zu schmücken. Dauer und Beständigkeit wohnt diesem bescheidenen, saftlosen Pflänzchen inne; Jahre lang bleibt Erika frisch, strahlend und schön.

V. Die Stechpalme.

Unter die hohen Bäume des Waldes schmiegt sich schattensuchend ein Strauch, dessen dunkelglänzende, immergrüne Blätter und korallenrote Beeren sich vom weißen Mantel des Winterwaldes gar prächtig abheben. Es ist die Stechpalme, die sich vom Strauch zu einem kleinen Baum von gegen 7 Meter Höhe entwickeln kann, aber erst nach 60–80 Jahren völlig ausgewachsen ist. Die Stechpalme ist das einzige immergrüne Laubholz im deutschen Walde. Leider kommt sie selten über die Buschform hinaus; denn die Schönheit ihres Laubes und ihrer Beeren lockt unvernünftige Besucher des Waldes an, die sich nicht mit einem Zweiglein zum Hut schmuck begnügen, sondern die Stechpalme ihrer Krone berauben. An geschützten Stellen, so im Burggraben der Ruine Zavelstein, hat man Gelegenheit, die Stechpalme in ihrer ungehinderten Entfaltung zu bewundern. An den unteren Zweigen sind die eiförmigen Blätter am Rand gezähnt und mit scharfen Dornen bewehrt. Die Blätter der oberen Zweige, die weidende Rehe und Hirsche nimmer erreichen können, sind dornenlos und gezähnt, da sie keines Schutzmittels mehr bedürfen.

Im Mai und Juni ist die Stechpalme mit weißlichgrünen Blütendolden geschmückt; sie entwickeln sich zu prächtig leuchtenden Beeren, deren Samen jedoch erst nach $1\frac{1}{2}$ –3 Jahren keimen. Das gewaltige Ausschlagvermögen der abgehauenen Stechpalme, die Samen und die zahlreichen Wurzelanschläge schützen die Pflanze vor dem Ausrotten. Eine fromme Sage berichtet, der Strauch sei aus der Palme entstanden, der man beim Einzug Christi in Jerusalem die Zweige abschnitt und die sogleich Dornen bekam, als die Juden ihr fürchtbares: „Kreuzige ihn!“ ausriefen; seit jener Zeit bleibt die Stechpalme zum Andenken an den Tod des Heilands immergrün. Das Stechpalmenblatt finden wir in Bismarcks Wappen, ebenso mit Weißtannenreis und Auerhahn vereint im Vereinsabzeichen des Württ. Schwarzwaldvereins.

VI. Die Blumen des Moorwaldes und der Waldwiesen.

Auf feuchten Wiesen blühen im Mai zu Tausenden die prächtigen **Trollblumen**, deren hellgelbe Blüten sich zu einem Krüge zusammenschließen. Die Trollblume ist eine Verwandte der Sumpfdotterblume, die mit ihren Goldkränzen verschwenderisch die Wassergräben umsäumt. Auf Waldwiesen und Waldmüssen liegt im Mai da und dort wie ein weißer Linnen. Das hat das schöne **Wollgras** auf den grünen Plan gewoben. Das interessanteste Moorpflänzchen jedoch ist der **Sonnentau**, der zu den fleischfressenden Pflanzen gehört. Diese Täuschblume besitzt Drüsenköpfehen, die wie Tau- oder Honigtropfen leuchten. Wehe dem durstigen Mücklein oder Käferlein, das den vermeintlichen süßen Saft schlürfen will! Hundert fleischgierige Fangarme umgarnen das arme Tierchen und öffnen sich erst wieder, wenn sie es ausgefaugt haben. Einen prächtigen Schmuck des Moorwaldes bildet auch das zierliche **Preiselbeersträuchlein**. Der Naturfreund erfreut sich im Mai an den reinweißen Blütenglöckchen, im Sommer an den glühendroten, zu einem Träubchen vereinigten Beeren, welche die Mahlzeit würzen, Brustleiden mildern und Halskatarrhe heilen, und im Winter an den immergrünen Blättchen.

55. Die Heidelbeerernte.

Gleich einem lichtgrünen Teppich breiten sich die zierlichen Heidelbeersträuchlein über dem Waldeshoden aus und verleihen dem düsteren Nadelwald ein freundliches Aussehen. Lieblich prangen im Frühjahr die rötlich grünen Blütenglöckchen; nicht minder anmutig erscheinen die bescheidenen Sträuchlein, wenn sie im Sommer ihre blauschwarzen Beeren alt und jung als Gabe darbieten. Die Heidelbeere trifft man am häufigsten in den lichten Tannenwäldern des Buntsandsteingebiets; die Müssenwälder (versumpfte Forstwälder) überläßt sie der genügsamen Preiselbeere und dem schmucken Heidekraut. Ende Juni beginnen die ersten Heidelbeeren zu reifen. Kinder und Frauen benützen die Gelegenheit, sich durch das Sammeln der Beeren einen lohnenden Nebenerwerb zu verschaffen. Von erwachsenen Personen, die eine besondere Fertigkeit haben, können in ertragsreichen Jahren mit einem „Keff“ (Holzkamm) täglich bis 80 Pfund, von Kindern 20–40 Pfund geerntet werden. Die Händler bezahlen pro Pfund 10–20 Pfg. Nach genauen Schätzungen wurden im Jahre 1910, das eine sehr reiche Beerernte zu verzeichnen hatte, von der Bevölkerung des Calwer Waldes (der 25 Ortschaften mit etwa 9000 Einwohnern umfaßt) etwa 5000 Doppelzentner geerntet. Eine ähnliche Massenernte war auch im Jahre 1924. Als Hauptausfuhrort für Heidelbeeren gelten Altburg und Röttenbach. Vor Erbauung der Bahn wurden die Heidelbeeren vielfach getrocknet und von Weinhändlern aufgekauft. Sie wurden weithin, selbst nach Amerika versandt. Die meisten wurden zu dem magenstärkenden Heidelbeergeist gebrannt; jetzt werden sie hauptsächlich eingedünstet, in obstarmen Jahren zur Mostbereitung benützt.

Beim Heidelbeersammeln geht es mitunter lustig zu. Die Kinder scherzen und singen, daß der ganze Wald widerhallt:

Heisa, heisa, mir ist's wohl,
han mei' Häsele g'haufet voll,
halwa voll und halwa leer,
wenn i no beim Brotlaib wär!

S'isch a buckelichs Male komma,
hat mer meine Beerla g'nomma.
Ei so schlag der Kuckuck drei
uff des buckelig Male nei!

56. Aus der Tierwelt.

Halten wir Umschau in der Tierwelt unseres Bezirkes, so finden wir, daß die Gäuseite keine eigenartigen Tiergattungen aufweist. Dagegen hat der Schwarzwald seine Besonderheiten. Den schwarzbefleckten, rotstrümpfigen Storch suchen wir hier vergebens: die wasserarme Hochfläche und die schnellfließenden Bäche bieten ihm zu wenig Nahrung. Auch die sonnenliebenden Eidechsen und Nattern sind seltene Bewohner des kühl-schattigen Waldes. Die ein Gehäuse tragenden Landschnecken finden wir im Buntsandsteingebiet nur



Zeichnung von E. Mäcke, Stuttgart.

längs der mit Muschelfalk beschotterten Straßen; dafür werden hier häufiger die vielen Arten nackter Schnecken zur Plage. Infolge der großen Ausdehnung der Wälder haben sich aber noch Tiere erhalten, die anderwärts schon längst verschwunden sind. Auf der Grenze zwischen Schwarzwald und Gäu, besonders in der Gegend um Stammheim und in den gemischten Waldungen bei Calw, wird ein Vertreter der Rauhfuß- oder Waldhühner, das Haselhuhn, angetroffen. Es hat viel Ähnlichkeit mit dem Rebhuhn, nur ist es etwas größer und hat einen befiederten Lauf. Weiter nach Westen, im Gebiet der alten Weinstraße, haufen seine größeren und vornehmeren Verwandten, die Auerhühner. Die besten Balzplätze sind bei Oberkollwangen und Röttenbach; im ganzen Bezirk werden etwa jährlich 20–30 Hähne erlegt. Die Auerhühner haben in den letzten Jahren ihre Aufenthaltsorte auch nach Osten ausgedehnt; sie kommen jetzt auch in Neuhengstett, vereinzelt sogar im Schönbuch vor. Westlich der Linie Oberreichenbach-Kollwangen lebten ferner noch der stolze Hirsch und die Wildkatze; auch Rehe, Füchse, Marder, Eichhörnchen und Raubvögel treffen wir hier häufiger. Die Einfriedigung der Felder durch dichte Hecken, die Wald und Acker trennenden Mauern und Steinriegel erinnern uns an die Zeit, in der noch ganze Rudel von Hirschen, Rehen und Wildschweinen in den Wäldern

hausten und den Feldern des Landmanns zu seinem Leidwesen gar häufig unliebsame Besuche abstatteten. Die beiden Wolfsschluchten bei Hirsau und Rötensbach weisen darauf hin, daß einst auch größere Raubtiere, wie Bären, Wölfe und Luchse unsere Gegend unsicher machten. Die Wildschweine sind seit 1820 aus dem Bezirk verschwunden. Am 14. November 1917 wurde im Wald Kirchhalde bei Gechingen ein 2 Zentner schweres Wildschwein erlegt, das sich aber von einem Wildpark hierher verirrt hatte. Zu den Tieren, die jetzt nimmer im Bezirk vorkommen, gehört die schwarze Haselmaus, die Fischotter und der Fischreiher. Früher hatte sich gegenüber der Ruine Waldeck eine Reiherkolonie niedergelassen. In einem Weiher bei Deckenpyronn leben echte Blutegel, in einem Bach bei Oberreichenbach kommt der Kofegel vor. An den Ufern der Schwarzwaldbächlein nistet in einer kesselartigen Erweiterung am Ende einer armslangen Röhre, der sogenannten Brutröhre, der farbenprächtige Eisvogel. Metallisch grün schimmert sein Rücken, an der Unterseite ist er rostrot, brennend; rot sind seine Füße, weiß die Kehle. Nicht mit Unrecht wird er „fliegender Edelstein“ genannt. Weniger Freude als der Naturfreund, der den Eisvogel als besonderes Schmuckstück der Heimat würdigt, hat der Fischer an ihm, verzehrt er doch täglich etwa ein Duzend fingerlange Fischlein. Wandeln wir in heißen Sommernachmittagen durch den Forchenwald, so hören wir eine eigentümliche, wie aus unbekanntem Fernen kommende Musik, ein Summen, wie sich verlierender Glockenklang. Die geheimnisvollen Sänger, deren melodische Töne bald stärker, bald schwächer an unser Ohr dringen, sind die Schwebefliegen oder Schwirrfiegen. Es sind harmlose Tierchen mit schwarzem, papierdünnem Hinterleib, die sich von Blumen- und Blattlausäften nähren und den Singvögeln zur Nahrung dienen. In den kleinen Bächen und Flüssen leben neben den vielen Arten von Fischen vor allem die rotgetüpfelten Forellen, die wegen der von keiner anderen Fischart übertroffenen Schmackhaftigkeit ihres Fleisches sehr gesucht sind und gut bezahlt werden. Sie lassen sich auch in Seen züchten. An einer großen Forellenzüchterei kommen wir z. B. vorüber, wenn wir vom Bahnhof Teinach nach Bad Teinach wandern. Die humusfauren Gewässer der Moorseen und Sümpfe sind unbewohnt.

57. Der Wald und die Forstwirtschaft im Bezirk Calw.

Von Forstmeister Otto Feucht, Stuttgart.

Mehr als die Hälfte der Bodenfläche unseres ganzen Bezirks ist mit Wald bedeckt, weniger auf der Gäuseite, dafür umsomehr auf der Waldseite, wo einzelne Markungen fast ganz aus Wald bestehen und die kleinen Feld- und Wiesenflächen um die Ortschaften wie einsame Inseln im weiten Wäldermeer erscheinen. Von der ganzen Waldfläche sind rund 6500 Hektar Eigentum des Staates, 7500 gehören den verschiedenen Gemeinden und rund 4000 Hektar sind Privateigentum. Die Pflege und Bewirtschaftung der Staats- und Gemeindewaldungen ist Sache der staatlichen Forstämter, die auch die Aufsicht über die Privatwaldungen ausüben. Der Hauptteil des Bezirks fällt auf die Forstämter

Hirsau, Hoffstett, Liebenzell, Stammheim und Teinach, doch sind in geringem Umfang auch einige angrenzende Forstämter beteiligt.

Der Wald unseres Heimatbezirks ist heute fast reiner Nadelwald. Tannen (Weißtannen), Fichten (Nottannen) und Forchen (Kiefern) breiten ihren immergrünen Mantel über Berghänge und Höhen, und nur an wenigen Orten schimmert das Laub der Buche freundlich im Frühjahr, leuchtet es braungolden in der Herbstsonne. Und die anderen Laubhölzer, Eiche und Ahorn, Esche und Ulme sind nur ganz vereinzelt im Walde zu treffen; stellenweise häufiger zeigen sich nur Birke, Vogel- und Mehlbeerbäume. Ist das immer so gewesen? Als im Kriege die Gerber überall nach heimischen Gerbmitteln fragten, da erinnerte man sich der eichenen Ausschläge im heutigen Nadelwald und suchte sie überall im Wald und in den Hecken zusammen, um ihre Rinde im Saft zu schälen und daraus Lohe zu bereiten. Und die alten Leute wußten zu erzählen, daß in früheren Zeiten selbst im oberen Wald viele Eichenwäldchen bestanden, aus denen regelmäßig die Schälrinde an die Gerbereien in Altensteig und anderen Orten verkauft worden sei. Und als die Futternot stieg mit der langen Dauer der Absperrung vom Ausland, da erzählten sie, daß unsere Vorfahren überall Großvieh und Schweine in den Wald getrieben hätten, daß die Tiere wochen- und monatelang draußen gewesen seien und sich selber im Walde ernährt hätten. Wie ist das möglich gewesen? Nur dadurch, daß damals noch Laubhölzer, besonders Eichen und Buchen, in großer Zahl zwischen den Tannen und Forchen standen, unter denen Gras wuchs statt Heide und deren Früchte (die „Mast“) von den Schweinen gesucht wurden. Das war in einer Zeit, als es noch Holz zum Bauen und Brennen mehr gab, als die schwache ansässige Bevölkerung brauchte, als der Holzhandel in die Städte und in ferne Länder erst in den Anfängen seiner Entwicklung steckte. Die Rücksicht auf Wild und Vieh, auf Jagd und Weide galt mehr als Holzzucht und Waldpflege, und besonders in den „Gemeinwaldungen“ herrschte der Viehhirt fast unbeschränkt. Alte Waldnamen wie Tränke, Salzlecke, Viehtrieb erinnern heute noch daran, und besonders solche Waldteile, in deren Namen das Wort „Hardt“ enthalten ist, sind Weideplätze gewesen.

Das wurde anders, als die Bevölkerung zunahm und der Wert des Holzes stieg. Dazu kamen Kriegs- und Schreckenszeiten über unsere Heimat, Truppeneinzüge, Quartierlasten und Erpressungsgelder brachten Not und Zerstörung über den Staat und über den einzelnen. Da mußte der Wald hergeben, was er konnte, und der Handel mit Stammholz nahm immer größeren Umfang an, auf Nagold und Enz gingen die Langholzflöße talab dem Rheine zu, nach Holland, und die Wälder wurden leer und kahl. Der Name „Holländer“ für ein bestimmtes Langholzmaß ist bis heute geblieben. — Das ging soweit, daß das Gespenst der Holznot sogar im Schwarzwald auftauchte und die Leute fürchten mußten, nicht einmal mehr genug Brennholz für Haus und zum Kohlen der Felder (d. h. zur Düngung mit Holzasche) für sich selber zu behalten; denn Steinkohle und künstlicher Dünger waren noch nicht bekannt. Aus dieser Not heraus, die damals ganz Süddeutschland bedrohte, sind die ersten Anfänge einer

geordneten Forstwirtschaft entstanden. Rechtzeitig erkannte man, daß der Wald eben doch nicht „von selber wächst“, daß man eingreifen mußte mit Pflege und Erziehung, wenn man dieses wertvolle Gut nicht der Verwahrlosung überlassen wollte. Man lernte nun, einen Waldbestand künstlich durch Saat neu zu begründen, und fand bald heraus, da die kahlgewordenen, heruntergewirtschafteten Böden am leichtesten mit Fichte und Tanne wieder bestockt werden konnten. In diesen Zeiten begann die Vorherrschaft dieser beiden Holzarten in unserem Walde, besonders an den sommerlichen Hängen und auf der Hochfläche, während die Tanne weniger beliebt wurde und Buche und Eiche immer mehr verschwanden, vielfach sogar absichtlich beseitigt wurden. Allmählich wurde nun auch das planlose Herumhauen im ganzen Wald eingeschränkt und wurden Regeln aufgestellt, um den Wald zu schonen; nach langen Kämpfen gelang es schließlich auch, den übermäßigen Wildstand zu verringern und in den Staats- und Gemeindewaldungen die Waldweide abzuschaffen und dadurch dem jungen Holz das Heraufwachsen zu ermöglichen.

Das Bestreben der Forstwirtschaft ging dahin, möglichst dicht geschlossene reine, d. h. aus nur einer Holzart bestehende Bestände zu schaffen und diese nach genauem Plan in festbegrenzten Jahresschlägen zu nutzen. Das war gegen früher ein großer Fortschritt und doch für unsern Wald kein reiner Segen. Wir haben seither die Erfahrung gemacht, daß solche reine Bestände viel schwerer auf die Dauer zu erhalten und viel schwerer wieder zu verjüngen, d. h. in neuen jungen Wald überzuführen sind als gemischte. Dazu kommt, daß die flachwurzelnnde Fichte, die auf den Kalkböden im Gäu große Bestände bildet, vom Sturm ganz besonders bedroht wird. Wenn dieser einen solchen Wald einmal angepakt hat, gibt's kein Halten mehr, wenn nicht andere, windfestere Holzarten dazwischen stehen. Die Fichte aber, die dem Wind eher standhält, läßt so viel Sonne und Regen auf den Boden, daß dieser sich auf der Sommerseite dicht mit Heide und Beeren, auf der Winterseite aber mit sauren Moosen bedeckt. In beiden Fällen entsteht für den Wald schwerer Schaden, zumal bei Kahlschlägen, wo der Boden jahrelang fast ungeschützt bloßliegt. Der ohnehin arme Sandboden verhärtet und verschlechtert sich unter dem Einfluß dieser Zustände sehr rasch, und auf weiten Strecken zwischen Enz und Nagold, besonders wo auf der Höhe sich der „Klebsand“ gebildet hat, will heute kein junger Wald mehr recht gedeihen, auch da, wo vorher wertvolle alte Fichten gestanden sind. In naturgemäß behandelten Waldungen, in denen heute noch die Holzarten gemischt stehen, wo die Weißtanne vorherrscht oder gar Eiche und Buche durch ihren Laubabfall den Boden bereichern, sind die Verhältnisse viel günstiger. Denn wenn dauernd vom Boden nur geerntet wird, ohne daß er bearbeitet und gedüngt wird, so muß er im Ertrag nachlassen. Das gilt für den Wald so gut wie für den Acker, wenn er auch nicht so viel Nährstoffe verbraucht wie dieser. Früher ist ein großer Teil des Holzes im Walde verwest und hat den Boden dadurch in Stand gehalten, heute wird alles Reifig genutzt und sogar das Stockholz geholt, sodaß nur an entlegenen, schwer zugänglichen Orten noch etwas liegen bleibt. Das beste Mittel, dem Boden aufzuhelfen, ist

es aber, die Holzarten zu mischen, vor allem den wertschaffenden Nadelhölzern wieder bodenpflegendes Laubholz beizumengen. Die Buche besonders schafft durch ihr Laubdach den nötigen Schutz für den Boden, der jährliche Laubfall führt ihm die Nährstoffe zu, die er braucht und macht ihn locker und mild. Aber natürlich muß diese Laubdecke dem Boden auch tatsächlich zugute kommen und darf ihm nicht etwa als Streu für die Landwirtschaft entzogen werden, sonst ist der Zweck verfehlt. Wenn unser Sandboden aber schon gar zu sehr verarmt und verfestigt ist, muß man noch einen Schritt weiter gehen und ihm unmittelbarer Kalk zuführen, d. h. den Nährstoff, der ihm am meisten fehlt und der am meisten zur Auflockerung und Krümelbildung beiträgt. Mit Hilfe einer Kalkbeigabe vermögen besonders die Buchen die ersten schweren Jahre leichter zu überstehen, bis sie stark genug sind, ihrerseits die Bodenbesserung zu übernehmen. Es erscheint gar nicht ausgeschlossen, daß solch künstliche Düngung in irgend einer Form auch in größerem Umfange einmal noch angewendet werden muß, um die großen Werte, die der Waldboden für uns bildet, zu erhalten und zu steigern. Denn eine Durchlüftung mit dem Pflug und Unterbringung von Dünger wie auf dem Acker ist in unseren Waldungen nicht durchführbar. Solche künstlichen Eingriffe sind aber teuer, und es ist deshalb von größter Bedeutung, den Wald so zu behandeln, daß sie gar nicht notwendig werden.

Wenn ein Waldbestand künstlich gepflanzt werden soll, so nimmt der Waldbesitzer dazu Pflanzen, die er in eigener Saatschule aus selbstgesammeltem oder gekauftem Samen erzogen oder die er von einem Händler gekauft hat. Aber erst durch Schaden hat man entdeckt, daß es durchaus nicht gleichgiltig ist, woher der Samen stammt. Das vergangene Jahrhundert hat uns unübersehbaren Schaden gebracht dadurch, daß bei der künstlichen Anzucht der Forche Sorten dieses Baums verwendet wurden, die für unsern Wald nicht passen und niemals den schlanken, kräftigen Nußstamm bilden können wie unsere heimische Schwarzwaldforche. Wo die letztere mit gleichaltrigen sogenannten „Gäuforchen“ zusammensteht, springt der Unterschied jedem in die Augen. Aber viele Hunderte von Hektaren tragen heute Forchenstangenhölzer von zweifelhafter Abstammung, die fast wertloses Holz liefern und deren Umwandlung in ertragreicheren Wald eine dringende, aber nicht leichte Aufgabe für viele Waldbesitzer bildet. Viel leichter als die Forche ist die Weißtanne zu bewirtschaften, die besonders in den Winterlagen unseres Bezirks herrscht und vielfach ganz prächtige Bestände zeigt, deren Verjüngung auf natürlichem Wege durch Selbstbesamung bei fachgemäßer Behandlung ohne Schwierigkeit gelingt. Ihr ist vielfach die Fichte beigemischt, aber reine Fichtenwaldungen waren in unserem Bezirk ursprünglich so wenig zu Hause wie reine Forchenwälder, sie sind gleich diesen künstlichen Ursprungs.

Gemischten, mehr naturgemäß zusammengesetzten Wald zu schaffen ist das Ziel unserer Forstwirtschaft; und weiter, diesen Wald so zu pflegen und zu erziehen, daß er d a u e r n d höchste Erträge bietet. Das Holz soll so geschlagen und die Verjüngung so durchgeführt werden, daß er an Bodenkraft nichts verliert, daß der Wald Wald bleibt und daß kein Teil mehr durch unrichtige Be-

handlung zur Heide oder zum Sumpf wird. Und es ist ein großer Unterschied für den Gesamtertrag, wie ein Waldbestand behandelt wird, ob man ihn etwa jahrzehntelang sich selber überläßt und höchstens das herausnimmt, was dürr wird und abgestorben zu Boden fällt, ob man gar fortdauernd die besten Stämme zu Geld macht, sodas schließlich nur die schlechtesten Bäume übrig bleiben und Wind und Unkraut-Herr werden, oder ob man im Gegensatz dazu durch sorgfältiges Auswählen des Minderwertigen fortwährend den tüchtigen, wertvollen Stämmen günstige Wachstumbedingungen schafft und dadurch den jährlichen Zuwachs aufs höchste steigert. Je mehr aber im Jahr zuwächst, desto mehr kann auch genutzt werden, ohne das der Holzvorrat geringer wird, ohne das die Nachhaltigkeit des Betriebs verloren geht. Um aber im einzelnen Falle das Richtige zu treffen, dazu braucht es die Erfahrungen vieler, braucht es verständiges Ueberlegen und Vergleichen; denn der Forstwirt hat es nicht so leicht wie der Landwirt, der meist nach einem Jahr schon sieht, ob er richtig oder falsch gehandelt hat. Aber alle Ueberlegung und Sorgfalt kann zu schanden werden, wenn unachtsame Holzhauer das gezeichnete Holz so werfen, oder die Holzfuhrlente das geschlagene Holz so aus dem Wald herausziehen, das das junge Holz, der Nachwuchs des Waldes, wieder zerstört und vernichtet wird. Sie beide müssen wissen, worauf es ankommt und zu ihrem Teil mithelfen, das der Wald seinen Wert behält. Das weiß der kleine Waldbesitzer, der seinen Wald ohne fremde Hilfe bewirtschaften kann, ganz genau, warum er alles Holz selber fällt und selber aus dem Wald hinausbringt.

Und je mehr der Wald hergeben soll, desto sorgfältiger muß er behandelt werden. Und was muß er uns heute und künftig nicht alles bieten! Nicht bloß Langholz für den Handel, Brenn- und Nußholz für die nächste Umgebung wie früher. Ungeahnte Brennholzmengen mußten seit Beginn der Kohlennot aus unseren Wäldern ins Land hinaus gebracht werden; die Papier- und Zellstoff-fabriken fordern Holz, das sie früher aus Rußland bezogen, die Bergwerke verlangen Grubenholz, das ihnen Schweden und Norwegen geliefert hat. Dazu kommen Masten und Stangen aller Art, Eisenbahnschwellen und viele andere Dinge, von denen man bisher im Schwarzwald kaum gewußt hat. Daneben mußten in der Kriegszeit und müssen vielleicht auch künftig wieder Gerbrinde und Harz gewonnen werden. Der Wert der Beeren ist ins Ungemessene gestiegen, und die Abgabe von Streu an die Landwirtschaft hat vielerorts in der großen Not einen Umfang angenommen, der ganz unmöglich beibehalten werden kann. Die Nadelreisstreu ist (im Gegensatz zu anderen Waldgebieten) im Bezirk wenig begehrt, die Bodenstreu aber kann nur da ohne Nachteil für den Wald entfernt werden, wo eine nicht verwesende Decke von Heide, Beeren und Sauer-moos den Boden abschließt. In dieser Hinsicht leiden die eigentlichen Wald-orte des Bezirks keinen Mangel. Alle Bodenstreu aber, die sich zersetzt und dem Boden Nahrung zuführt, ist für den Wald notwendiger als jemals, wenn er den gesteigerten Anforderungen an seine Ertragskraft nachkommen soll. Wir dürfen niemals wieder vergessen, das der Wald als Rohstoffquelle für unser Volk eine Bedeutung hat, wie sie uns vor den Zeiten der wirtschaftlichen Not

und Abgeschlossenheit gar nicht zum Bewußtsein kommen konnte, und daß Deutschland, das vor dem Krieg Jahr für Jahr noch Holz einführen mußte, einen großen Teil seiner Waldfläche durch den Friedensvertrag hat hergeben müssen.

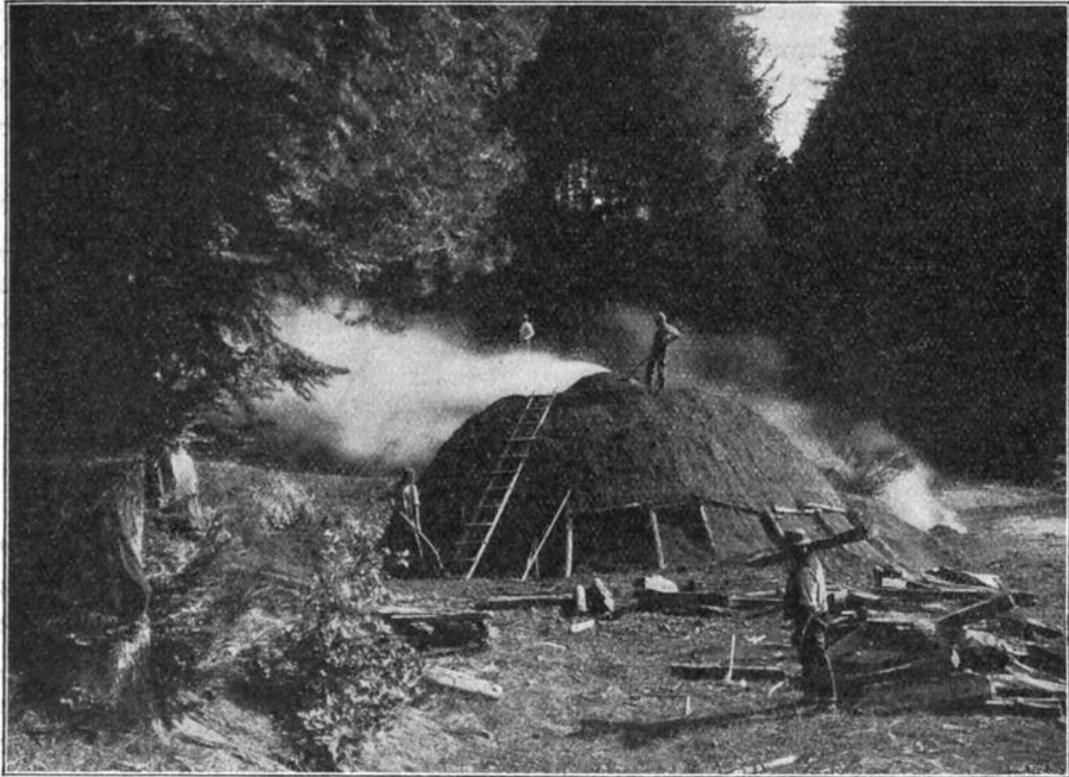
Und gerade für unseren Bezirk hat der Wald noch eine andere Bedeutung, die wir nicht gering achten dürfen. Wenn er auf der einen Seite Tausenden der Bewohner Gelegenheit zur Arbeit und Verdienst gibt und in seinen Schätzen an Beeren und Pilzen sogar einen Zuschuß zur Mahlzeit liefert, so kommen auf der anderen Seite Jahr für Jahr Tausende von Erholungsbedürftigen und Kranken, die in der herrlichen Waldluft Erfrischung und Genesung finden. All die vielen Bäder, Kurorte und Sommerfrischen unseres Bezirks wären ohne Wald gar nicht denkbar, und für sie alle ist es von größter Tragweite, ob der Wald gepflegt wird oder verwahrlost.

Unser arm gewordenes Vaterland ist darauf angewiesen, die Kraft und Leistungsfähigkeit des Waldes zu erhalten und nach Möglichkeit zu steigern, und darf sich niemals freiwillig dazu hergeben, an ihm Raubbau zu treiben zu Gunsten der augenblicklichen Gegenwart auf Kosten unserer eigenen Zukunft.

58. Beim Köhler im tiefen Walde.

Wir wandern im tiefen, abgelegenen Waldtale der kleinen Enz, fernab von den menschlichen Wohnstätten. Mit wonnigem Behagen schlürfen wir in vollen Zügen den würzigen Duft der Tannen. Plötzlich ist es uns, als mische sich dieser mit einer andern, scharfbeißenden, brenzlichen Luft. Ein feines, weißblaues Räuchlein verdichtet sich zur kleinen Wolke, und ein Mann mit rufsigem Gesicht und großem Schürhaken in der Hand steht plötzlich vor uns. Es ist der Köhler, vor dessen Meiler wir angekommen sind. Auf einem etwa 10 Meter im Durchmesser haltenden Kreise, der von Moos, Gräsern und Blumen befreit ist und wie ein Herrentanzplatz in die grüne Waldesherrlichkeit hineingebettet liegt, hat der fleißige Mann allerlei Hölzer, meist Abfallholz wie Gipfel und Äste aufgeschichtet, um Holzkohlen daraus zu gewinnen. Auf unsre Bitte erzählt uns der Köhler, wie dies zugeht. Bis aus dem Holze Kohlen werden, sagt er, dauert es recht lange, und die Arbeit ist nicht einfach und leicht. Man muß 35–50 cbm Holz herbeischaffen, aus denen ebenso viele Zentner Kohle gewonnen werden können; 6–8 Wagen Holz geben einen Wagen Kohle. Das Aufsetzen des Holzes will verstanden sein. Zuerst werden in der Mitte des Kreises 3 Stangen von 3 m Länge senkrecht in die Erde getrieben und mit Flechtwerk verbunden, so daß sie einen Hohl-schacht, das Luftkamin, bilden. Um den Schacht wird dann das Holz gelegt, leicht geneigt, so daß es schief ansteht. Um diesen ersten Ring kommt ein zweiter Ring und ein dritter und so fort, bis sich ein Bau vom Durchmesser des Platzes gebildet hat. Auf diesen strahlenförmig angeordneten Holzscheiten liegen in wagrechter Richtung wieder Scheite. Dann kommt noch eine dritte Schicht

von kurzen, dicken Hölzern. Nun wird der Meiler, der nach und nach die Form einer Halbkugel angenommen hat und wie ein 3–4 m hoher schwarzer Ameisenhaufen aussieht, mit einem dichten Mantel von abgedecktem, frischem Rasen, Schuttkohle, Moos und darüber feiner Erde bedeckt; nur der Hohlhacht bleibt zunächst offen. Dieser wird dann mit glühenden Kohlen gefüllt und oben mit einer Kappe verschlossen. Tag und Nacht muß nun der Köhler in seiner Waldhütte, die neben dem Meiler steht, wachen, um den Brand zu beobachten und



Kohlenmeiler im Kleinenztal.

zu regeln. Damit sich die Hitze vom Innern des Meilers gleichmäßig ausbreiten kann, stößt man von Zeit zu Zeit Rauchlöcher in den Rasenmantel; dann zieht sich die Hitze nach diesen Luftkanälen. Kaum ist aber die Glut nach außen gelangt und zeigt der Rauch statt der grauen eine bläuliche Färbung, so werden die Rauchlöcher verstopft und weiter unten neue geöffnet und so fort, bis in 8–10 Tagen das Holz durchgebrannt ist. Ist das Holz zu feucht, so bildet sich Dampf, der den Rasen zerreißt, und mächtige Flammen schlagen empor. Deshalb muß der Köhler stets bei der Hand sein und Wasser bereit stellen. Ist die Kohle fertig, so sieht man dies an der Farbe des Rauchs. Nach einigen Tagen, wenn der Meiler abgekühlt ist, werden die Kohlen verladen und meist nach Pforzheim geführt. Dort werden sie zu Goldschmiedearbeiten (beim Löten) verwendet, auch zum Polieren derselben. Man kann damit auch Zahnpulver und Schießpulver herstellen, Branntwein klären und Wasser filtrieren. In

früheren Zeiten, als die Zeugschmieden noch nicht von den Fabriken verdrängt waren, wurde ein ganz beträchtlicher Teil des Holzes verkohlt, wodurch viele arme Leute einen guten Verdienst hatten.

Sei einmal in einer Sommernacht der Gast des Köhlers im Laubhüttchen, tritt mit ihm hinaus in den stillen Wald unter die Bäume, die flüsternd die



Wolfschlucht bei Teinach.

Wipfel zueinander neigen, schreite mit ihm dem rauchenden Meiler zu, vorüber an den blühenden roten Fingerhüten, deren schlanke Stengel im Mondschein winken, während die Eule ruft und die Glühwürmchen ihr leuchtendes Laternchen von Ast zu Ast tragen, wenn es wie glühende Augen durch die Finsternis vom Meiler herschaut. Dann würde vielleicht auch in das nüchternste Herz die stille Poesie des Waldes ihren Einzug halten, würde auch in einer profaischen Seele unserer modernen Zeit ein Stücklein alter Märchenträume sein Recht behaupten.

